

J. Gauguin

Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation



J. DORSENNE · PAUL GAUGUINS LEBENSKAMPF



Paul Gauguin

00/3231719

JEAN DORSENNE

PAUL GAUGUINS
LEBENSKAMPF

URBAN-VERLAG · FREIBURG I. BRG.

Übertragen von Hannah Szász

„Die Wilden, diese Unwissenden, haben den alten Kulturmenschen vieles gelehrt, vieles in der Kunst zu leben und glücklich zu sein: Vor allem haben sie mich gelehrt, mich selber besser zu kennen, ich habe von ihnen nur tiefste Wahrheit gehört.“

„War das dein Mysterium, du geheimnisvolle Welt? Du hast mir Licht gebracht, und ich bin gewachsen in der Bewunderung deiner antiken Schönheit der unvergänglichen Jugend der Natur.“

„Das Verständnis und die Liebe zu der Seele deiner Menschen, zu dieser Blume, die aufhört zu blühen und deren Duft niemand mehr einatmen wird, hat mich besser gemacht.“

(Aus Noa-Noa von Gauguin)

VORWORT

Das Leben Gauguins ist bekannt. Zwei Werke — eines verdanken wir Jean de Rotonchamp¹, das andere Charles Morice² — schildern sehr genau das qualvolle Dasein des unglücklichen Künstlers.

In einem Punkte jedoch scheint man sich geirrt zu haben: das Verhalten Gauguins in seiner Ehe ist sehr streng beurteilt worden. In dem Bericht über seine Beziehungen zu seiner Familie findet man den Charakter des Malers in einem ungünstigen Lichte dargestellt. Hat er nicht seine Frau und seine Kinder verlassen und um sich schadlos zu halten, seine ganze Liebe auf eine tahitanische „vahiné“³ und auf ein kaffeebraunes uneheliches Kind übertragen? Hat er sich nicht auf-fahrend, schroff und egoistisch gezeigt?

Zu einfache Urteile sind immer ungerecht. Ehe

¹ Verlag G. Crès.

² Verlag Floury.

³ „Frau“ auf tahitanisch.

man einen Menschen verdammt, muß man sein inneres Wesen ergründet haben.

Wir haben einen ganzen Pack gänzlich unveröffentlichter Dokumente in Händen: alle Briefe, die Gauguin an seine Frau gerichtet hat — von der Verlobungszeit an bis zu seinem Tode. Nichts ist erschütternder als diese Blätter! Geheimnisvolle Verwicklung des menschlichen Herzens! Diese Briefe offenbaren uns ein vollkommen unbekanntes Bild von Gauguin selbst. Der Widerspenstige, gefühllos, stolz und herzlos, der schlechte Ehemann und schlechte Vater zeigt sich im Gegenteil hier als ein Unglücklicher, der nach zärtlicher Liebe lechzt, der durch das kleinste, liebevolle Gedenken gerührt wird, der seiner Tochter gegenüber von einem unvergleichlichen Zartgefühl ist.

Ein schreckliches Mißverstehen stellte sich zwischen das Glück Gauguins und seiner Frau. Wie viele Ehen gehen auf gleiche Weise aus den Fugen durch solche zermürbenden Qualen, von deren Vorhandensein die Öffentlichkeit nicht einmal etwas ahnt!

In Folgendem möchten wir es unternehmen, von dem dramatischen Liebesleben Paul Gauguins zu erzählen.

„DAS LIEBESLIED“

Einst war Paul Gauguin das Muster eines Bankbeamten, dem ein Leben der Ruhe und Wohlhabenheit vorausbestimmt zu sein schien. Nachdem er seiner Militärpflicht bei der Marine genügt hatte, erhielt er am 23. April 1871, gleichzeitig mit einem Zeugnis über gute Führung, einen Urlaub von zehn Monaten, der noch weiter verlängert werden konnte.

Seine Mutter war gestorben. Er war Waise. Doch dank der warmen Empfehlung eines Freundes seiner Familie — seines Vormundes Gustave Arosa — trat er bei Bertin, einem Großbankier in der rue Lafitte, als Bankbeamter ein.

Jeder, der mit Gauguin in Berührung kam, erkannte seine außerordentliche Befähigung. Alle seine Unternehmungen führte er vorzüglich aus, und die Laufbahn als Finanzmann, wenn sie auch nicht seinem geheimen Sehnen entsprach, schien ihm wenigstens bedeutende Nebenverdienste zu verschaffen. Damals war er 25 Jahre alt, und er versah bei Bertin das Amt eines Liquidators. In

dieser soliden Stellung, die ihm schöne Monatsgelder sicherte, dachte er daran, sich ein eigenes Heim zu gründen.

Der Zufall fügte es, daß er gerade in diesem Augenblick Sophie-Mette Gad begegnete. Dieses große junge Mädchen mit dem regelmäßigen Gesicht, einem blendend weißen Teint, hellblondem Haar, das wie durchglühendes Metall leuchtete, führte als Gesellschafterin eine junge, sehr reiche Dänin, Fräulein Heegard, in Paris umher.

Eines Morgens nahm Paul Gauguin wie gewöhnlich, schnell zwischen zwei Finanzoperationen, sein Frühstück in einem Restaurant in der Nähe des „Tempels“ ein, der der großen Gottheit von heute — der Börse — geweiht ist. Er erbehte: die Tür öffnete sich vor zwei jungen Mädchen. Vor allem lenkte die eine die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich: schlank, in einem dunklen Jackett von gutem und geradem Schnitt, erschien sie tatsächlich frischer und berausender als ein Fliederzweig im Frühling.

Das ungestüme Herz in seiner Brust begann die Schamade zu schlagen; es durchfuhr ihn wie ein Blitz.

Der Zufall fügte es auch, daß die jungen Ausländerinnen an seinem Tische Platz nahmen. Schüchtern und linkisch erwies er ihnen jene klei-

nen Dienste, die gestatten, das Eis zwischen den Gästen zu brechen.

Sein glühendes Herz ließ keine Hindernisse zu: bald nach dieser ersten Begegnung hielt er um die Hand Mette-Sophie Gads an, und sein Antrag wurde angenommen.

In einem Briefe, den er am 9. Februar 1873 an Frau Heegard, die reiche Beschützerin seiner zukünftigen Frau, schrieb, teilt er seine Absichten mit und verbirgt keineswegs seine Freude:

„Der liebenswürdige Brief, den Sie die Güte hatten, mir zu schreiben, um mich zu der getroffenen Wahl zu beglückwünschen, daß ich um die Hand von Fräulein Mette angehalten habe, beweist mir, daß auch Sie sie lieben. Die guten Freunde sind selten, und ich würde glücklich sein, Ihnen diese Bezeichnung zu geben, der ich viel Wichtigkeit beimesse.

Gewiß sollte Fräulein Mette viele Bewunderer in Frankreich finden: die Ursprünglichkeit ihres Wesens, sowie die Lauterkeit ihrer Empfindungen tragen ihr die Wertschätzung aller ein. Deshalb muß ich mich sehr glücklich schätzen über ihre Wahl. Seien Sie versichert, wenn ich aus Dänemark eine kostbare Perle wegnehme, daß ich mein Mögliches und selbst das Unmögliche tun werde,

damit sie alle ihre Freunde, die sie trotz alledem wie in der Vergangenheit lieben wird, nicht entbehrt.“

Selten bot ein Verlobter bessere Voraussetzungen. Die Familie von Fräulein Gad war in Kopenhagen als eine sehr ehrenwerte bekannt. Ihr gehörten würdige Staatsbeamte, in achtungsvollen Lebensverhältnissen und in gesicherter Vermögenslage an. Die Laufbahn, die Paul Gauguin eingeschlagen hatte, stellte sie vollkommen zufrieden. Und Fräulein Gad freute sich sehr, einen jungen, berechnenden, prosaischen Mann zu heiraten, der den Wert des Geldes kennt — mit einem Wort: einen angehenden Bankier, der nicht lange auf sich warten lassen wird, um einer der mächtigsten der Welt zu werden.

Die Ehe wurde am 22. November 1873 auf dem Standesamt des 9. Bezirks und in der Kirche in der rue Chauchat vollzogen; denn Fräulein Mette, die im lutherischen Glauben erzogen worden war, blieb der Religion ihrer Väter treu.

Die ersten Zeiten ihrer Verbindung waren höchst wunderbare Flitterwochen. Das leuchtende Haar der jungen Frau, ihre perlmutterschimmernde, weiße Haut, alles, sogar ihre leichte Kälte, trug dazu bei, das Blut dieses Südländers mit den glühenden peruanischen Atavismen zu entfachen.



*Portrait
von
Frau Mette-Sophie Gauguin*

Paul Gauguin schaute Mette nur durch den verklärenden, zauberhaften Schleier des Verlangens. Und so vergingen die Tage munter und von Glück erfüllt.

Gauguin hatte spielend den geheimnisvollen Mechanismus der Börsenoperationen gelernt. Alles glückte ihm. Die Spekulationen, die er unternahm, sicherten ihm bedeutende Gewinne. Wenn man darin Paul Schuffenecker glauben darf, einem seiner Gefährten im Büro, der sich später auch der Malerei widmen sollte, so gewann Gauguin in einem einzigen Jahre die unverhoffte Summe von 40000 Frcs.

Es war besser als die *aurea mediocritas*, es war das Glück. Die praktische und utilitaristische Frau Gauguin segnete den Herrn, der ihr Leben mit dem eines Ehemannes verknüpft hatte, der so geschickt in seinem Beruf war. Und er, der unbewußte *business man*, hatte sich eine imaginäre Welt ersonnen, in der wie ein unantastbares Idol, wie ein losgelöster Engel, seine Geliebte mit den hellen Haaren sich entfaltete, deren innerste Persönlichkeit ihm ebenso fremd war wie die einer Hottentottin oder einer Chinesin mit den kleinen Füßen.

Eine tragische Trennung der Seelen! Jede sprüht von sich ihr verklärendes Licht aus, wie

der geheimnisvolle Polyp die irisierende Flüssigkeit, in der er sich bewegt. Doch wie schmerzlich wird das Erwachen der Liebenden sein, wie schmerzlich der Tag, an dem die Wahrheit die von Liebe erfüllte Illusion vernichten wird!

Unterdessen segnete der Himmel großmütig die Verbindung der jungen Gatten, und der Vater teilt sehr glücklich am 12. September 1874 die Geburt seines ersten Sohnes Frau Heegard mit, mit der er in ständigem Briefwechsel stand:

„Mette wäre so glücklich gewesen, Ihnen ihr Baby zu zeigen. Wissen Sie, daß es hübsch ist? Nicht unser Elternherz beurteilt es so, sondern jedermann. Weiß wie ein Schwan, stark wie Herkules. Ich weiß zum Beispiel nicht, ob es liebenswürdig ist. Es hat Aussicht, es nicht zu werden. Sein Vater ist so unfreundlich!“

Gauguin hatte in einem von anderen Häusern freistehenden Gartenhäuschen in Vaugirard in der rue Carcel den Hausstand eingerichtet. Die beiden Gatten würden zweifellos ihr friedliches, „mit Seide und Gold durchwirktes“ Dasein fortgesetzt haben, wenn der Dämon Kunst nicht in der Wohnung des Liquidators bei Bertin aufgetaucht wäre.

An einem Sonntagnachmittag begann Paul

Gauguin, offenbar von Langeweile getrieben, zu malen. Man hat tausend Hypothesen erwogen, um diesen ersten Kontakt mit den Pinseln zu erklären. Man hat gesagt, daß Gauguin diese Liebe zur Malerei von seinem Vormund Gustave Arosa empfangen habe, diesem Kunstliebhaber mit dem Kennerblick, der in seinem Heim mehrere Gemälde großer Meister gesammelt hatte. Kann sein, vielleicht. Aber es ist sicherlich viel natürlicher, die Prädestination dazwischentreten zu lassen, oder, wenn man das vorzieht, den natürlichen Hang, der jeden zu dem bringt, was ihm gefällt.

Zum Maler geschaffen, hatten die Lebensnotwendigkeiten aus Gauguin einen Bankbeamten gemacht, aber die unterdrückte natürliche Veranlagung brach schließlich mit um so größerer Heftigkeit durch, je länger sie zurückgehalten war. Sicher ist, daß er seit jenem Sonntag, als er, um einen trüben Nachmittag totzuschlagen, sich damit belustigte, eine Leinwand grob anzustreichen, jeden Augenblick der Muße, den Gott ihm gewährte, dazu benutzte, um mit Liebe und Raserei zu malen. Wenn er es abends ermöglichen konnte, lief er in die Malschule Colarossi. Sonntag nachmittags ging er, den Malkasten unter dem Arm, fort, und eine schnell hingeworfene Skizze folgte auf die andere.

Frau Gauguin verfolgte leicht beunruhigt die Fortschritte dieser Malmanie. Anfangs war sie kaum berührt davon. Schließlich, ein Mann muß sich zerstreuen, nicht wahr... Die einen spielen Kegel, andere Bridge. Sonntag nachmittags Leinwand beschmieren, ist kaum gefährlicher, und diese Manie läßt sich dadurch mäßigen, daß man in der Woche arbeitet und an der Börse schöne Erfolge erzielt.

Aber Gauguin begeisterte sich immer leidenschaftlicher für die Malerei. Eifrigst besuchte er Ausstellungen und Versteigerungen. Seine ersten Versuche bezeigen übrigens ein Temperament von einer seltenen Originalität und trugen ihm die Achtung junger Künstler ein, die wie er unabhängig waren. Pissaro, ein Landsmann von Frau Gauguin, gab ihm nützliche Ratschläge und vermittelte die Bekanntschaft mit Cézanne, Guillaumin und anderen Malern. Von nun an verließ der pünktliche Bankbeamte bei Bertin jeden Abend seine friedliche Wohnung in Vaugirard und traf seine Gefährten in einem rauchigen Café, wo er bis zur vorgeschrittenen Nachtzeit tausend neue Theorien über die Technik und die Bestrebungen der Malerei entwarf.

Doch damit begnügte sich seine Leidenschaft keineswegs. Wie ehemals sein Vormund Gustave

Arosa, so kaufte auch er mehrere bemerkenswerte Gemälde moderner Meister. De Rotonchamp führt in seinem Buch unter den Juwelen der Sammlung Gauguins ein Bild von Manet an, mehrere Gemälde von Renoir, Claude Monet, Cézanne, Pissaro, Guillaumin, Sisley, Jongkind usw.

Als der Künstler Gauguin später dem Elend ausgesetzt war, hatte er die Wahl des Bilderliebhabers Gauguin nicht zu bereuen, da ihm, ach, der so grausame Verkauf mehrerer geliebter Bilder für mehrere Monate den Lebensunterhalt für sich wie für einen Teil seiner Familie verschaffte. . . .

Frau Gauguins Unruhe steigerte sich von Tag zu Tag vor diesem Wunder: dem Erwachen einer Künstlerseele.

Später schrieb sie darüber:

„Niemand gab Paul den Gedanken ein, Bilder zu malen. Er hat gemalt, weil er nicht anders konnte, und als wir uns heirateten, wußte ich überhaupt nicht, daß er künstlerische Anlagen hatte.“

Arme Frau Gauguin! Sie befand sich einer unvermuteten Veranlagung ihres Mannes gegenüber wie eine Henne, die Enteneier ausgebrütet hatte

und nun bestürzt zusieht, wie sich ihre Jungen auf den Teich stürzen!

Erschüttert erschlich sie die Spuren des inneren Kampfes, der sich im Geist ihres Mannes abspielte. Ihr angeborener Optimismus, ihre Heiterkeit wurden für gewöhnlich mit ihren Besorgnissen fertig. Aber sie hatte begriffen, daß die Krisis, die sie vorausahnte, sich ihrer Entscheidung näherte. Gauguin wurde von Tag zu Tag anders. Er hatte mehrere Gemälde ausgestellt. Ein lobpreisender Aufsatz Huysmans hatte ihn zum Maler gestempelt. Deshalb zwang er sich auch nicht mehr mit einem schlecht verhehlten Widerwillen zu den täglichen Pflichten seines Angestellendaseins.

Ach, malen, vollkommen frei malen! Dieser niederdrückenden und trockenen Sphäre der Bank entfliehen, für immer den Finanzgeschäften entsagen . . . Das Geld? Er verachtete es, brauchte es nicht mehr. Aber hatte er das Recht, einen ehrenwerten und einträglichem Broterwerb zu verwerfen, der seine Familie im Wohlstand leben ließ?

Eine grausame Gewissensfrage lastete auf seinem Gemüt; er fühlte sich unwiderstehlich zur Malerei hingezogen; eine tyrannische innere Berufung trieb ihn dahin, alles der Kunst zu opfern.

Doch welche Verantwortung! Einem leichten Leben, einem verschwenderischen Vermögen entsagen — um eine ganz ungewisse Laufbahn einzuschlagen! Wäre er ganz allein in der Welt gewesen, dann hätte der Zweifel ihn nicht so lange gequält. Doch er mußte mit seiner Frau und mit seinen Kindern rechnen — denn mittlerweile war seine Familie auf vier kleine Kinder angewachsen.

Es ist uns kein Brief überkommen, der uns über diese außerordentlich dramatische Periode seines Lebens aufklärt, und er selbst ist später niemals in der Unterhaltung mit seinen Freunden auf diese Wendung in seiner Laufbahn zurückgekommen.

Die romantische Auffassung über die Vorausbestimmung zum Künstler erweist sich als etwas Lächerliches. Erkennen wir indessen an: Paul Gauguin verlor niemals, selbst nicht in den schlimmsten Tagen der Not, den Glauben an seine künstlerische Mission; er fühlte sich dazu ausersehen, große Dinge zu vollbringen. Das Bewußtsein seines Genies erschien ihm stets unzweideutig. Also freiwillig und ohne Bedauern entschied er nach zehn Jahren bürgerlichen Glückes, im Januar 1883, sich ganz der Kunst zu widmen.

Ein erschütternder Entschluß! Hüten wir uns vor leichtfertigen Vergleichen! Trotzdem, kann man bei diesem Menschen, der den stillen Wohl-

stand eines gemütlichen Heimes verläßt, um nach seinem Belieben zu malen, nicht an einen frommen Menschen denken, der das väterliche Haus verläßt, um in den Mauern eines Klosters durch Fasten und Kasteiungen seine Tage dem Herrn zu weihen? Wie dem auch sei, Gauguin verläßt im Januar 1883 den Bankier, bei dem er zehn Jahre gearbeitet hatte. Er atmet auf! . . . Schluß! Diese Tage sind vorüber, in denen er Buchhalter war, zu Ende diese widerwärtigen, verlorenen Stunden in dem trüben Dunstkreis der Börse!

Plötzlich stellt er seine Frau vor die vollendete Tatsache. Es scheint, als ob gewaltsam ein Schleier von den Augen Frau Gauguins weggerissen wird, und eine ungekannte Helle nun die Augen schmerzhaft trifft. Dieser jungen Frau, hervorgegangen aus einer Beamtenfamilie, die die Ordnung liebt, die ein instinktiver Feind alles Bohêmehaften ist, erscheint die Handlungsweise des Malers wie eine Tollheit — fast wie ein Verbrechen. Von diesem Augenblick an mag ihr dieser Mensch, der ihr Ehemann ist und den sie zu kennen wähnte, fremder erschienen sein als ein Bewohner des Sirius. Sie wird über die Handlungsweise Gauguins nicht erzürnt sein, sie wird seine Gründe in keiner Weise tadeln, sie wird sie nicht mehr begreifen. Sie werden nicht mehr die gleiche Sprache sprechen: sie

wird dänisch sprechen, er wird französisch antworten. Sie wird auf ein friedliches bürgerliches Leben bedacht sein, er wird nur noch von der Kunst träumen.

Wenn ihre Söhne am Ende ihres Lebens nach ihrem Vater fragen werden, wird sie nicht ein bittres Wort, nicht ein Wort des Vorwurfes haben. Sie wird ganz einfach sagen: „Ich selbst verstehe nichts von Kunst, ich kann also nicht sehr gut die Beweggründe Eures Vaters erfassen. Aber er war so klug, daß ich nicht glaube, daß er jemals etwas Schlechtes hätte tun können.“

Und von nun an wird die Kluft immer tiefer. Ihre Gedanken, die wie Schienen parallel liefen, sollten nach und nach abweichen, ohne daß sich die Beiden anfangs dieser schrecklichen Divergenz ihrer Geschicke bewußt wurden. Der Schlag war für Frau Gauguin hart. Doch sie hatte eine glückliche und würdevolle Natur. Diese große, schlanke junge Frau, mit dem energischen und entschlossenen Gang, die oftmals Vergnügen daran fand, Männerkleidung anzulegen, ertrug keine Traurigkeit. Mit einem unbesiegbarem Optimismus ausgestattet, glich sie jenen mutigen Walküren, die sich durch das Leben nicht einschüchtern lassen. Ihr starkes Selbstvertrauen ließ sie jeden Augenblick sagen: „Bah, nicht mutlos

werden, wir werden dies schon in Ordnung bringen, es ist nicht schwer!“

Sie widersetzte sich also dem Entschlusse ihres Mannes nicht; sie wußte übrigens, daß ihre Versuche nutzlos gewesen wären. Dies wurde zum großen Unglück! Kein Bild wurde verkauft; die Kunstliebhaber und Händler fanden den Weg zum Atelier des Malers nicht, und die Geldmittel für den Haushalt versiegten. Über die Teuerung des Pariser Lebens entsetzt, dachte Gauguin, daß das Leben in der Provinz billiger sein würde. Er zog also mit seiner Familie nach Rouen, wo er hartnäckig voller Leidenschaft arbeitete.

Indessen waren die mageren Ersparnisse dreiviertel verbraucht. Die Zukunft erschien Gauguin in den düstersten Farben. Dennoch mußte man leben. Der Künstler dachte an Dänemark; ein unheilvoller Einfall. Dort lebte die Familie seiner Frau, allgemein angesehen. Frau Gauguin, die auf die Beziehungen ihrer Familie rechnete, um ihrem Manne zu helfen, ermutigte ihn darin, Frankreich zu verlassen.

Der Maler erhielt die Vertretung für eine Planenfabrik. Dann schiffte er sich voller Hoffnung nach Kopenhagen ein.

Ein trauriges Abenteuer, das er zerschlagen und für immer erbittert hinter sich lassen sollte! Das

ewige und abgedroschene Mißverständnis, das den Schwiegersohn und die Schwiegermutter miteinander kämpfen läßt, den Künstler mit dem Bürger, brach die Familie Gauguin für immer auseinander.

Er hat selbst in „Avant et Après“ erzählt, wie sein freies und offnes Benehmen bei der puritanischen Bevölkerung Kopenhagens Anstoß erregte. Übrigens weit davon entfernt die Sympathie seiner Wirte zu gewinnen, schien er ein Vergnügen daran zu haben, ihre Vorurteile schonungslos anzugreifen — woraus anfangs ein Gefühl des Mißtrauens, dann eine wirkliche Feindseligkeit gegen ihn erwuchs. Seine Schwiegermutter, seine Schwäger, korrekte Staatsbeamte, sparten nicht mit scharfen und unartigen Anspielungen auf den Künstler-Pechvogel. Denn er hatte kein Glück; sein Vertreter-Geschäft schlug jämmerlich fehl. Es konnte nicht anders sein: wie hätte ein Mann wie Gauguin, barsch, heftig, selbstbewußt, sich den undankbaren Verpflichtungen eines Handelsreisenden fügen können? Eines Tages befand er sich bei einem Großkaufmann in Kopenhagen, dem er erfolglos eine ansehnliche Lieferung von Leinen und Planen zu verkaufen versuchte. Unwillig geworden durch die höfliche, aber hartnäckige Weigerung des Mannes, nahm

er ein Glas Wasser, das sich auf dem Tische befand und warf es wütend seinem widerspenstigen Kunden an den Kopf.

Ähnliche Wutausbrüche waren nicht geeignet, ihn in seiner Laufbahn vorwärtszubringen. Mit seinem Familienleben ging es kaum besser als mit seinen Geschäften. Mette hatte ihren Kreis wiedergefunden, während Gauguin dieses Exil schlecht ertragen konnte. So entdeckten sie voller Schmerz die nie wieder gutzumachende Verschiedenheit ihrer Abstammung.

Gauguin lebte mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen. Da er gern schweigsam war, fiel es ihm leicht, tagelang keine Silbe zu sprechen. Je einsamer und trauriger er war, um so umgänglicher, optimistischer und fröhlicher war Mette. Die gesellschaftlichen Rücksichten erschienen ihm jeglichen Interesses bar, so daß er niemals Wert darauf gelegt hatte, sich ihnen anzupassen.

Eines Abends empfing seine Frau einige Freundinnen bei sich in ihrem Zimmer. Sie tranken bei ihr Tee und plauderten. Da öffnet sich die Tür, und ein Mann, mit einem Hemd bekleidet, mit nackten Beinen, die Füße in Pantoffeln, betritt das Zimmer, grüßt harmlos die Gesellschaft, nimmt ein Buch vom Tisch und zieht sich still wieder zurück. Was für ein Skandal! Gau-

guin war, ohne sich um seine Ausstaffierung zu kümmern, ruhig aus seinem Bett aufgestanden, um ein Buch zu suchen, das er brauchte.

Derartige tolle Streiche gingen nicht vorüber, ohne Frau Gauguin tief zu verletzen, und sie verschonte ihren Mann nicht mit Vorwürfen. . . . Ach, wie drückend war für einen Künstler diese Atmosphäre der feindseligen Gesinnung, die ihn in den engen Kreis der Familie seiner Frau hineinpreßte! Wie viel wußten sie über ihn zu sagen; die stummen Blicke seiner Schwäger jedesmal, wenn sie ihn müßig in der Wohnung sitzend antrafen! Es war offensichtlich! Wozu taugte er? Er konnte sich nicht einmal allein ernähren. Er mußte sich von Leuten beherbergen lassen, die er verabscheute und deren beschränkte Einsicht er verachtete. Gauguins stolze Seele litt grausam unter diesem Zustand. Angstvoll verfolgte er im Herzen seiner Frau die Fortschritte dieses Übels, das ihre gegenseitige Liebe niemals wieder heilen sollte.

Es stimmt: ihre Familie unterhielt ihn. Aber was tat es? Konnte man denn nicht diesem Genie, das er lebendig und stark in sich fühlte, Kredit geben?

Alle behandelten ihn schlecht. Selbst seine Frau glaubte nicht an seine künstlerischen Fähigkeiten.

Er fühlte sich herabgesetzt, geschmälert. Er war der Arme, der keinen Erfolg hat. Man schämte sich seiner alten Kleider; niemand hatte Vertrauen zu ihm. In den Augen dieser unversöhnlichen Bourgeoisie verkörperte er, was die Gesellschaft niemals verzeiht: die Niederlage.

Und seine vielgeliebte Mette strahlte in vollem Glanze ihrer hellen, blonden Schönheit; sie war wie die duftende Rose, die die Bienen und Schmetterlinge anzieht... Um für die Bedürfnisse des Hausstandes zu sorgen, hatte sie sich tapfer an die Arbeit begeben: sie erteilte eleganten und geckenhaften jungen Diplomaten französischen Unterricht. Welche Frau fühlt sich über Huldigungen beleidigt, die ihr dargebracht werden? Und welcher Mann, der sich in der herzzerreißenden Lage befand wie der Künstler, hätte nicht Wut und tiefen Kummer im Herzen gehabt, als er das grausame Spiel erriet, dem sich seine lachende und innerlich gefestigte Frau ohne Gewissensbisse hingab?

Er stieß ein bitteres Wort hervor, seine Frau antwortete in der gleichen Weise, und die hinzukommende Schwiegermutter verschlimmerte noch eine so peinliche Unterhaltung.

Es war im Monat Juni 1885. Gauguin hatte jede Hoffnung verloren, sich in Kopenhagen eine

unabhängige Stellung zu verschaffen. Es blieb nur eine Lösung: die Rückkehr nach Paris. Er entschloß sich schnell dazu. Aber wie! Er befand sich vollkommen ohne Geldmittel. Er konnte also keinen Augenblick daran denken, seine Familie mit sich zu nehmen.

Er fügt sich darein, sich von seiner Frau zu trennen — so gebieterisch ist die Stimme seiner künstlerischen Berufung. An einem schönen Sommerabend besteigt er mit seinem Sohn Clovis den Zug nach Paris, während Frau Gauguin mit ihren vier Kindern: Emil, Jean, Paul und Aline bei ihrer Familie bleibt . . .

Die Zeit für Liebeslieder ist endgültig vorbei. Leiden jeglicher Art brechen über den Künstler herein. . . .

„ZEIT IN DER HÖLLE“

Ein schweres Opfer hatte Gauguin seiner Kunst gebracht. Wie man auch bisweilen darüber gedacht haben mag, der Maler liebte seine Frau innig trotz des schrecklichen Mißverständnisses, das seine Familie spaltete. Wenn er sie verlassen hat, so geschah es nicht infolge eines Streites, nicht in einem Wutanfall, sondern kaltblütig, und nachdem sie beide reiflich das Für und Wider dieser Trennung erwogen hatten.

Der offizielle Grund, der die Ehegatten zur Trennung zwang, war der Geldmangel. Aber hätte Gauguin unparteiisch sein Herz befragt, so hätte er sich vielleicht bei einem anderen Beweggrund ertappt. Unbewußt spürte er die Ahnung, daß die Gegenwart seiner Frau — trotz der Liebe, die er weiterhin für sie hegte — die freie Entfaltung seines Genies hemmen würde. Zweifellos war dieses Auseinanderreißen grausam; sein Herz blutete: diese Mette, von der er geträumt hatte, daß ihre Gedanken sich eines Tages so sehr in die seinen

hineindenken würden, daß ihre Seelen zu einer ebenso vollkommenen Vereinigung gelangen würden wie ihr Körper — jetzt mußte er erkennen, daß er sich seinerseits getäuscht hatte. Er hatte nicht einmal das Recht, ihr darüber böse zu sein. Was konnte er ihr vorwerfen? Sie war fest und gerade wie blanker Stahl, und wenn er sie für begeisterungsfähig und künstlerisch veranlagt gehalten hatte, so konnte er sich selbst nur die Schuld beimessen. Sie war bürgerlich, und sie hatte ihn nicht mehr über die innerste Natur ihres Wesens getäuscht als er selbst seinen Charakter geändert hatte. Trug er nicht die trügerische Maske eines ehrenwerten Bankbeamten, als sie vertrauensvoll und glücklich den Antrag angenommen hatte, sein Leben mit ihm zu teilen?

Was tut's! Wahre Liebe widersteht diesen Enttäuschungen, und Gauguin sollte, allem Anschein zum Trotz, bis zum Tode bei der Erinnerung an die Geliebte gerührt werden.

Doch in diesem Augenblick sind die Wunden, die seiner Eigenliebe geschlagen wurden, noch zu frisch; die Erinnerung an die hinterhältigen Gemeinheiten seiner Schwiegereltern plagt ihn. Ach, wie er diese schlaffen und faden Bürger verabscheut! Ohne jeden Zweifel sind sie die Urheber seiner ehelichen Mißhelligkeiten.

Und er brummt voller Wut: „Ach, wenn Mette eine Waise gewesen wäre, wenn sie keine Familie gehabt hätte, nichts von alledem wäre gekommen, und unser Glück würde nicht in den letzten Zügen liegen!“

Gauguin ist ein wenig rauh, ein wenig ungesittet. Er verabscheut, was man landläufig „die Gesellschaft“ nennt. Sein Geist zieht sich in Gegenwart Lästiger zurück wie der Igel beim Herannahen einer Gefahr. Er bleibt stundenlang schweigsam und still, und wenn er sich die Mühe gibt, sich liebenswürdig zu zeigen, so scheint es ihm, als ob seine Muskeln versagen, seinem Willen zu gehorchen. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, ihn mürrisch zu machen!

Ihm ist am Morgen eine Sache geglückt, seine Seele neigt sich dem Optimismus zu. Doch da vernimmt er in dem Zimmer, in dem er seine Frau aufsuchen muß, mehrere Stimmen: eine seiner Schwägerinnen plaudert mit Mette. Vorbeil! Er hatte ihr tausend Dinge zu erzählen, tausend Pläne seiner Frau anzuvertrauen, nicht ein Laut wird mehr aus seiner von Wut zusammengeschnürten Kehle kommen. Und die Schwägerin bleibt aus Dummheit oder Bosheit, geht und kommt wie eine zudringliche Fliege. Gauguin öffnet nicht die Lippen. Wozu denn? Sie ver-

steht nicht oder will nicht verstehen, daß sie lästig ist.

Und so ist es andauernd! Immer wird zwischen ihm und seiner Frau jemand Fremdes stehen, der nach und nach jegliche Vertraulichkeit zerstören wird. Wie soll man da noch staunen, daß von dieser Zeit an der französische Künstler einen eigensinnigen Haß gegen seine dänische Familie hegte? Selbst fern von Kopenhagen, in Paris, in Fort-de-France oder in Tahiti, sollte er niemals die täglichen Plackereien vergessen, die ihm seine Schwiegereltern antaten.

Hat man ihn in den Augen seiner Frau hinreichend herabgewürdigt, genügend erniedrigt? Seine Kunst? Pah! Was taugt eine Malerei, die niemand kauft und die nicht einmal ausreicht, daß der Künstler davon leben kann?

Was tut's! Gauguin glaubt an sein Genie. Er wird ein Werk schaffen, er weiß es. Und der Tag, an dem seine von allen bewunderten Bilder gegen Geld aufgewogen werden, ach, der ist die schönste Rache! Die Geliebte wird ihre Ansicht ändern und wird höhnisch ihren Eltern entgegenschleudern:

„Nun, hatte er nicht recht?“

Er wird wieder das Familienoberhaupt werden, dem man zuhört, gehorcht, und das geachtet

wird; er wird seinen Kindern ein Auskommen sichern, und die schönen Tage im Familienkreise werden wiederkommen, warm und golden wie das schöne Brot, das aus dem Ofen kommt.

Indessen landete er, von seinem kleinen Clovis begleitet, mit sehr leichten Taschen, in Paris. Er läßt sich in Vaugirard nieder und die Geldverlegenheit, die schreckliche Folter — die recht oft dem Elend gleichkommt — befällt ihn plötzlich und verfolgt ihn bis zum Tode.

Dieser Künstler, der uns oftmals wie ein un-natürlicher Vater erschienen war, vergöttert sein Kind. Es ist ein Zug der Zusammengehörigkeit, der ihn noch mit seiner Frau verbindet, eine lebendige Erinnerung an die ersten Jahre des Wohlstandes und Glückes. Welche Quelle der Sorgen ist aber auch dieses Bübchen für einen unbekümmerten und armen Künstler! Gauguin macht sich voller Eifer an die Arbeit. Er beraubt sich alles Überflüssigen, und oftmals des Notwendigen, damit sein kleiner Junge nicht zu sehr leidet. Denn es ist Winter geworden . . .

Er schreibt an seine Frau:

„Gegenwärtig schläft Clovis in seinem kleinen Bett, das ich gemietet habe, und ich auf einer Matratze mit einer Reisedecke. Nachts frieren wir

sehr, und ich habe keinen Pfennig, um Decken zu kaufen¹.“

Die Not des Malers war derart, daß sie ihn zwang, jedwede Arbeit zu suchen.

So gekämpft zu haben, auf die einträgliche Stellung bei Bertin verzichtet zu haben, um jetzt bis zum äußersten getrieben zu werden!

„Man hat mir eine Stellung als Inspektor des Reklamewesens angeboten mit 300 Franken monatlich. Seit einem Monat ist es wieder kalt. Es schneit. Ich schlafe auf einem Brett in einer Reisedecke eingewickelt. Es stimmt, daß die Plackereien des Tages die schlaflosen Nächte wieder wettmachen.“

Das Unglück ist ein Sumpfloch, in das man mit jedem Tage immer mehr versinkt. Die Versuche Gauguins, dem Elend zu entgehen, schlugen kläglich fehl.

„Die Versteigerung, mit der ich rechnete, versetzte mir einen Schlag. Ich habe eine kleine Wohnung gemietet, 10 rue Cail. Heute in einer Woche muß ich sie notdürftig eingerichtet haben, damit Clovis und ich darin schlafen können. Und ich habe kein Geld!“

¹ Kein einziger Brief Gauguins trägt ein Datum. Nur annähernd geben wir für die interessantesten Briefe das Datum an.

Die Entbehrungen untergraben die Gesundheit des Knaben; blutarm infolge mangelnder Ernährung, zieht er sich, um das Unglück vollzumachen, die Wasserblattern zu. Und schon hat sich der Künstler zur Krankenpflegerin umgewandelt! Durch Wunder an Energie gelingt es ihm, die wenigen nötigen Mittel zu finden, um den Kranken zu pflegen, und bald kann er Mette beruhigen:

„Clovis geht es besser. Augenblicklich spielt er mit Zeitschriften, die er ausschneidet. Du hast unrecht, wenn Du glaubst, daß ich mutlos bin! Ich bin ohne Geld, das stimmt, aber ich hoffe eines Tages genug zu verdienen, um frei und vor allem ruhig zu sein. Betrübe Dich nicht, wenn Du mir nicht nützlich sein kannst. Ich verlange nichts von Dir.“

Der Künstler erzählt seiner Frau nichts von dem Kalvarienberg, den er erklommen hatte! Gedenken wir stets, wenn wir über Gauguin urteilen, des Abgrundes der höchsten Not, in den er in diesem Jahre 1886 fiel.

Warum nicht diese unbezähmbare Energie an ihm bewundern? Das unerschrockenste Herz wäre zu entschuldigen gewesen, wenn es die Versuchung gefühlt hätte, den Kampf aufzugeben. Nichts dergleichen bei Gauguin. Geschwächt, zer-

schlagen, elend, durch das widerwärtige Mißgeschick zermürbt, weigert er sich, sich geschlagen zu geben und denkt bereits an zukünftige Vergeltung.

Es ist von ihm ein herzerreißender Brief vorhanden, der die Beziehungen zu seiner Frau eigenartig beleuchtet und das bedauernswerte Mißverständnis betont, das ihre Ehe vergiftet. Man kann dieses Dokument nicht mit Stillschweigen übergehen:

„Not kennt kein Gebot: manchmal bringt sie es auch fertig, daß der Mensch die Grenzen überschreitet, die die Gesellschaft ihm gezogen hat. Als der Kleine an Wasserblattern erkrankte, hatte ich 20 Centimes in der Tasche, und wir aßen seit drei Tagen trockenes Brot auf Pump. In meiner Verzweiflung kam mir der Gedanke, mich als Plakatkleber einer Gesellschaft für Plakatwesen in Bahnhöfen vorzustellen. Der Direktor mußte über mein bürgerliches Aussehen lachen, aber ich sagte ihm sehr ernsthaft, daß ich ein krankes Kind hätte und arbeiten wolle. Für 5 Frcs. täglich habe ich dann Plakate geklebt. Während dieser Zeit lag Clovis fiebernd in seinem Bett, und abends, wenn ich heimkam, pflegte ich ihn. Dieses Handwerk hat drei Wochen gedauert, und

heute hat der Direktor der Gesellschaft mich als Inspektor und Sekretär der Verwaltung mit 200 Fracs. monatlich engagiert. Offenbar hat man mich intelligent gefunden.“

Gauguin spricht auch von einem Vorschlag, der ihm gemacht worden ist, nach Spanien zu gehen. Dann fährt er mit jener bitteren Ironie fort, die für immer die Ehegatten trennte:

„Deine Eigenliebe als Dänin wird verletzt sein, einen Mann zu haben, der Zettelankleber ist. Was willst Du, nicht jeder hat Talent. Beunruhige Dich nicht über den Kleinen; es geht ihm täglich besser, und ich denke nicht daran, ihn Dir zu schicken. Im Gegenteil, ich rechne sehr damit, je nachdem meine Verhältnisse sich bessern werden, von den anderen Kindern auch welche herzunehmen. Das ist mein Recht, das weißt Du.

... Mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit studiere ich alle Deine Briefe, die mir übrigens vollauf bestätigen, daß ich Dich geliebt habe. Aber daß Du nur Mutter und nicht Gattin bist, usw. Dies sind für mich sehr angenehme Erinnerungen, aber sie haben den großen Nachteil, mir keinerlei Illusionen für die Zukunft zu lassen. Auch dürfte es Dich nicht erstaunen, daß, wenn meine Lage besser sein wird, ich eines Tages eine Frau finde,

die auch etwas anderes als Mutter ist, usw. . . . Ich weiß wohl, daß Du mich jeden Reizes bar hältst, aber das ist für mich ein Ansporn, Dir das Gegenteil zu beweisen . . .

. . . Währenddessen fahre fort, wie Du es jetzt tust, jeden mit reinem Gewissen von oben herab zu betrachten, von Deinen Pflichten durchdrungen. Es gibt übrigens nur ein Verbrechen: den Ehebruch. Außer diesem ist alles rechtschaffen.“

Ach, wie sehr errät man aus diesen Zeilen die ganze kindische Bitterkeit des enttäuschten und ungerechten Liebenden!

Was tat Frau Gauguin in Kopenhagen? Da sie mit einem sehr regen Geist begabt war, hatte sie die glückliche Idee, die berühmtesten französischen Romane ins Dänische zu übersetzen. So machte sie ihre prüden Landsleute mit Zola bekannt; sie waren darüber entsetzt und — entzückt. Diese gutlohnende Arbeit gestattete Frau Gauguin angenehm zu leben und ihre Kinder gut zu erziehen. Litt sie unter der Abwesenheit ihres Mannes? Mit ihrem kalten und vernünftigen Temperament ertrug sie die Trennung ziemlich ruhig. Und dann, was nützt es, sich gegen das Schicksal aufzulehnen? Es war notwendig, daß Paul in Paris lebte, um zu arbeiten, wie er wollte. So

beugte sie sich! Wenn der Erfolg eines Tages die Bemühungen des Malers krönte, würde sie sicher mit Vergnügen das gemeinsame Leben wiederaufnehmen.

Da Frau Gauguin von gewissenhafter moralischer Ehrenhaftigkeit war und ein einwandfreies Benehmen hatte, konnte sie zeitweilig nicht umhin, sich zu beklagen. Dann versucht sie ihren Mann zu bewegen, Mitleid mit ihr zu haben. Sie geht fehl. Man möge nur die Wirkung beurteilen, die diese unbestimmten Geständnisse ihrer belanglosen Enttäuschungen auf das Gemüt eines Mannes machen, das durch Entbehrungen und Sorgen für den nächsten Tag untergraben ist! Denn seine Not ist schlimmer, als man es sich jemals wird vorstellen können. In einem Brief, der in einem herzerreißenden Ton gehalten ist, offenbart er ihr diese Einzelheiten, die er im Innern seines Herzens hatte bewahren wollen:

„Ich habe Deinen Brief erhalten, der Deine traurige Lage schildert; ich gebe mir Mühe, Deiner Ansicht zu sein, und ich gestehe, daß ich Deine Angelegenheiten nicht so traurig sehe, wie Du sagst. Du bist in Deinem Hause, das ziemlich anständig eingerichtet ist, umgeben von Deinen Kindern, verrichtest hartnäckig eine Arbeit, die

Dir aber gefällt . . . Du siehst Menschen, und da Du die Gesellschaft von Frauen und Deinen Landsleuten liebst, kannst Du Dich manchmal zufriedenstellen. Du genießt die Annehmlichkeiten der Ehe, ohne die Unbequemlichkeiten des Gatten zu haben. Was willst Du mehr, wenn nicht ein wenig Geld?

Und ich dagegen? Ich bin aus meinem Hause gejagt und lebe irgendwo! Zwischen vier Wänden, einem Bett, einem Tisch, ohne Feuer, ohne jemand. Clovis ist heldenhaft, wenn wir uns abends an unserem Tisch vor einem Stück Brot und Schweinefleisch zusammenfinden. Er denkt nicht mehr an seine Gefräßigkeit von früher. Er schweigt, verlangt nichts, nicht einmal zu spielen, und geht schlafen. So ist für ihn das Leben alle Tage. Sein Herz und seine Vernunft sind jetzt wie bei einem Erwachsenen. Er wächst von Tag zu Tag, aber es geht ihm nicht sehr gut.“

Und weiter heißt es:

„Clovis ist sehr vernünftig. Er hat begriffen, daß sein Vater arm ist. Auch verlangt er niemals Kuchen, den er so sehr liebte.“

Und Gauguin läßt sich — was selten vorkommt — sogar fortreißen, sein Verhalten Mette gegenüber

zu erklären. Wie fern sind wir jener zynischen, herzlosen und ausschweifenden Persönlichkeit der Legende gerückt:

„Du hast unrecht zu glauben, daß ich zornig bin. Ich bin zu einer sehr großen Verhärtung gelangt und empfinde nur noch Ekel gegen alles, was vor sich gegangen ist. Mögen die Kinder mich vergessen, auch das ist mir heute gleichgültig geworden. Ich sehe übrigens niemals eine Möglichkeit, sie wiederzusehen, und Gott möge es gefallen, daß der Tod uns alle hinwegnimmt! Es wäre das schönste Geschenk, das er uns machen würde. Beunruhe dich nicht wegen des Verzeihens Deiner Fehler, schon lange habe ich das alles vergessen; sogar Deine Schwester, die sich als die Böseste und Dümme erwiesen hat in dem, was vor sich gegangen ist, erscheint mir heute als eine Frau wie die anderen. Ich habe stets unrecht gehabt, an die Tugend zu glauben. Alles ist vergessen.“

Hat Frau Gauguin nicht all' das, was an Überdruß und höchster Not im Herzen ihres Mannes war, zu erraten vermocht? Hat die bittere Ironie dieser Zeilen ihre Empfindlichkeit verletzt? Sie beantwortet diesen Brief gar nicht, was ganz gegen

ihre Gewohnheit war. Dieses Stillschweigen brachte ihr eine scharfe Bemerkung ein:

„Meine liebe Mette, seit mehr als zwei Monaten hast Du mir kein Lebenszeichen gegeben, und ich bin der Verfasser des letzten Briefes. Du schmollst, um Deine Eigenliebe zu befriedigen. Was tut's! Eine Kleinlichkeit mehr oder weniger, und, mein Gott, wenn Du glaubst, recht zu tun, fahre fort. Das ist ein Weg, der Dir Ehre macht!“

Clovis ging es besser. Gauguin begreift, daß dem Bürschchen ein geregeltes Leben, eine weniger phantastische Hygiene fehlt. Er gibt ihn in der Umgebung von Paris in Pension; die gute Luft wird ihn sicher wieder zu Kräften kommen lassen. Doch welche Entbehrungen soll sich der Künstler noch auferlegen! Ach, dieses schmutzige und schmierige Elend, in dem er klebt, diese trostlose Armut, die empfindlichen Herzen keinerlei Freude gestattet!

„Seit meiner Ankunft in Paris ist das Leben, das ich führe, so wenig freundlich. Ich habe, man weiß nicht wie, mit 350 Frcs. gelebt, die von dem Verkauf meines kleinen Jongkind stammen. Davon mußte ich überdies die Pension für Clovis bezahlen, den ich bei mir habe, ohne

Schuhe an den Füßen und ohne ein Spielzeug zum Geburtstag. Schließlich gewöhnt man sich an alles. Glücklicherweise habe ich 27 Tage im Krankenhaus zugebracht. Unglücklicherweise bin ich wieder entlassen. Ich glaubte, dieses Mal wäre es vorbei, aber bah! dieser satanische Körper aus Eisen gewinnt wieder die Oberhand. Wenn Du etwa glaubst, daß ich während der Nächte im Krankenhaus mit Vergnügen an die große Einsamkeit dachte, die mich umgab! Ich habe dort ein solches Maß an Bitterkeit angesammelt, daß, wenn Du in diesem Augenblick kommen würdest, ich tatsächlich glaube, ich würde Dich nicht empfangen und wenn, dann böse. Du hast ein Heim und so gut wie sicher Dein tägliches Brot. Erhalte es Dir sorgfältig! Es ist ein Paradies im Vergleich zu hier. Frage Schuffenecker, was die Maler von meiner Malerei halten. Und dennoch: nichts.

Der Mensch, der nichts hat, ist erledigt. Ich male Keramik. Schuffenecker und der Fabrikant sagen, daß es Meisterwerke seien, aber sie sind wohl zu künstlerisch, um verkauft zu werden.

Nichts ist so geeignet wie die Trennung, um verliebte Zwistigkeiten einzurenken. Seit der Abreise ihres Gatten hatte Frau Gauguin ihre Ruhe

wiedergefunden, daher zweifellos das Geständnis ihrer Gewissensbisse.

Wie alle empfindlichen Gemüter, so verbirgt Gauguin seine innere Bewegung hinter der Maske der Ironie:

„Merkwürdig ist Dein letzter Brief mit Deinen Selbstmordideen und Deiner Liebe, die wie durch Hexerei hervorbricht. Übrigens in der Entfernung ist die Liebe nicht kostspielig. Es geht mir genau so; jetzt wo Du nicht mehr da bist, fühle ich, daß ich Dich lieben werde, und Du wirst sehen, daß, wenn wir in zehn Jahren gezwungen sein werden, uns wiederzusehen, wir zur Strafe auf der Stelle verbrennen. Jetzt braucht nicht eines Deiner Kinder Französisch zu sprechen. Deine Familie muß sehr stolz sein, auf der ganzen Linie zu siegen. So seid Ihr nun alle Dänen! Tausend Küsse an Euch alle, die ich anbete!“

Bedrängt von so vielen Sorgen, niedergedrückt von so viel Verdruß, ist es geradezu ein Wunder, daß Gauguin noch arbeiten konnte.

Wie sehr hat er Ruhe, frische Luft nötig! Es glückt ihm mit großer Mühe einige Gemälde zu verkaufen. Da hat er also ein wenig Geld in der Tasche. Aber das Leben in Paris ist so teuer, daß

seine bescheidenen Geldmittel schnell verbraucht sein werden. Man hat ihm Pont-Aven in der Bretagne empfohlen, als ein für Maler gesegnetes Stück Erde. Nichts hält ihn in Paris. Er nimmt also den Zug nach dem malerischen, bretonischen Städtchen, das der Mittelpunkt einer trefflichen, künstlerischen Bewegung werden sollte. Wir wollen bei dem Aufenthalt des Künstlers in Pont-Aven nicht weiter verweilen. Diese Periode seines Lebens ist Gegenstand ernsthaft beurkundeter Studien gewesen. Es scheint in jedem Fall, daß die heilsame Luft der Bretagne ein wenig die düsteren Gedanken Paul Gauguins verscheucht hat; er kommt wieder mit dem Leben in Berührung, seine Briefe werden optimistischer.

„Ich erhielt neulich von Clovis Nachricht. Er scheint sich sehr wohl zu befinden. Er fehlt mir sehr und hätte ich Geld gehabt, hätte ich ihn hierher gebracht. Nun wird der arme Kleine keine Ferien haben, doch man tut eben nur was man kann . . . Eigenartig wie ich mich in all dem Wirrwarr wohl befinde, niemals bin ich so tätig gewesen. Wenn ich fallen soll, wird es zweifellos mit einem Schlage sein.“

Je ruhiger er wird, desto zärtlicher wird er.

Seiner Frau, die fürchtet, daß sie den Krebs hat und gezwungen ist, sich einer Operation zu unterziehen, antwortet er:

„Wenn ich statt Deiner operiert werden könnte, ich würde es sehr gern tun, und trotz all des Bösen, das Ihr mir angetan habt und das ich niemals vergessen werde, möchte ich dies lieber für Dich ertragen.“

In Pont-Aven wird sich Gauguin endgültig seines Genies bewußt. Er ist stolz auf den Einfluß, den er, ungewollt, auf seine Gefährten ausübt.

„Ich arbeite hier viel und mit Erfolg. Man schätzt mich hier als den bedeutendsten Maler von Pont-Aven; es ist wahr, daß mir das keinen Pfennig mehr einbringt. Aber es bereitet vielleicht die Zukunft vor. In jedem Fall verschafft es mir einen achtbaren Ruf und alle Welt (Amerikaner, Engländer, Schweden, Franzosen) diskutieren meine Ratschläge, die ich dumm genug bin zu geben, weil man uns schließlich braucht, auch ohne den berechtigten Dank.“

Manchmal schneidet ihn seine Armut bis tief in das Herz, aber die Hoffnung auf bessere Tage leuchtet am Horizont:

„Die Geldsorgen entmutigen mich vollständig, und ich möchte wirklich ein Ende darin sehen. Schließlich schicken wir uns hinein und es komme, was wolle. Und vielleicht eines Tages, wenn meine Kunst jedem in die Augen springt, dann wird mich eine begeisterte Seele in der Gasse auflesen... Meine Malerei ruft viele Diskussionen hervor, wirbelt viele Fragen auf, und ich muß sagen, sie findet bei den Amerikanern eine günstige Aufnahme. Eine Hoffnung für die Zukunft. Es stimmt, ich habe viele Fortschritte gemacht, und Du wirst meine Malerei kaum wiedererkennen.

Hoffen wir, daß der nächste Winter besser sein wird; in jedem Fall werde ich weniger unschlüssig sein. Eher werde ich mich töten als wie ein Bettler zu leben, wie ich es im letzten Winter getan habe.“

Gauguin kehrt im Winter nach Paris zurück. Eine Ausstellung seiner Werke hat einen gewissen Erfolg:

„Meine Ausstellung hat die ganze Frage des Expressionismus wieder aufs Tapet gebracht“ . . .

Der Kupferstecher Bracquemond, der sich außerordentlich für seine Gemälde begeisterte,

stellt ihm einen Vasenfabrikanten vor, mit dem Gauguin hofft, Kunstgefäße anzufertigen. Und zum erstenmal steht in seinen Briefen der Name Tahiti, der in seinem Leben eine so wichtige Rolle spielen sollte:

„Man bietet mir in Ozeanien eine Stelle als Landarbeiter in den Pflanzungen an. Aber das heißt, die ganze Zukunft aufgeben, und ich wage nicht, mich damit zu bescheiden. Ich fühle, daß mit Geduld und ein wenig Hilfe, die Kunst mir noch einige schöne Tage vorbehalten kann.“

Der Samen war ausgestreut, er sollte keimen. Gauguin sollte von nun an, müde vom Kampf ums tägliche Brot, angeekelt durch tausend Schändlichkeiten, von jenen fruchtbaren und gnädigen Inseln träumen, bis zu jenem Tage, da er sich einschiffen wird...

Die Schwierigkeiten um das Leben beginnen wieder. Es schneit, und er hat keine Kohlen. Was sollte aus dem Künstler, trotz seiner Tapferkeit, werden, während eines ganzen Winters ohne Geldmittel? Mit jedem Tage mehr beherrscht das Bild der exotischen Länder seinen Geist. Das Blut, das er von seinen peruanischen Vorfahren geerbt hat, begehrt auf; voller Sehnsucht denkt er an die Häfen, die unter der Tropensonne eingeschläfert

sind, und die er während seiner Reisen als Steuer-
mannsaspirant flüchtig gesehen hatte. Ach, wie
gut würde es tun, im prunkenden Schatten der
Mangobäume zu leben und unbeweglich unter den
Liebkosungen des Passatwindes zu träumen! Wel-
ches Werk könnte er schaffen, losgelöst von den
Gemeinheiten der nordischen Länder! Dann würde
ihm der Ruhm zulächeln, und Mette würde, end-
lich überzeugt, wieder zu ihm kommen, sanft und
darauf bedacht, ihm zu gefallen.

Man kann es nicht genug wiederholen: die ehe-
liche Liebe bildet das Fundament seines Innen-
lebens. Seien wir dessen gewiß — das Bild seiner
Frau begleitet ihn auf seinen Reisen. Er weiß,
daß die bis ans Ende der Welt Verbannten von
einem geheimnisvollen Zauber wie von einem
Heiligenschein umgeben sind, und wenn er auf
den Ruhm rechnet, so geschieht es in der siche-
ren und rührenden Hoffnung, daß eines Tages
die skeptische und spöttische Mette seine glühend-
ste Bewunderin werden wird.

Welch schmerzliches Geständnis liegt in die-
sem Brief vom März 1887, in dem er seine Ab-
reise ankündigt:

„Nächsten Monat werde ich mich mit dem Post-
dampfer nach Amerika einschiffen. Hier kann ich

nur von Schulden weiterleben, ein unerträgliches und verweichlichendes Dasein, und ich werde alles versuchen, um darüber ein reines Gewissen zu haben.

Warum so lange warten, ohne mir zu schreiben? Es scheint, daß ich wohl das Recht habe, von Zeit zu Zeit von Euch Nachrichten zu bekommen. Meine Briefe sind nicht sehr heiter, aber was willst Du, ich habe so sehr zu leiden gehabt, daß es beinahe die menschliche Grenze überschritten hat. Ehe ich ins Unbekannte hinausreise, hätte ich gern Nachricht von Dir, in Ermanglung eines Kusses, da ich Dich nicht umarmen und küssen kann.“

Folgenderweise setzt er die Gründe seiner Abreise auseinander:

„Ich reise mit gerade so viel Geld, wie ich für die Fahrt brauche, und ich werde ohne Geld in Amerika ankommen. Was ich dort zu tun gedanke, weiß ich noch nicht, aber was ich vor allem will, ist, Paris entfliehen, das für arme Menschen eine Wüste ist.“

Er erklärt, daß wenn auch sein Name als Künstler von Tag zu Tag an Bedeutung gewinnt, er doch noch Hungers sterben wird. Wenn er nach Pa-

nama geht, so ist es, um seine durch Elend und Demütigungen vernichtete Energie wiederzugewinnen. Der Traum von einer verlassenem Insel, der in so vielen Künstlern spukt, bezaubert ihn einen Augenblick. Er nennt eine kleine Insel, Tabogas, verloren im Stillen Ozean, und er hat die Absicht, sich nach ihr einzuschiffen.

Und er schließt:

„Ich werde immer unter der Abwesenheit meiner Familie zu leiden haben, aber ich werde nicht mehr diese Bettelarmut haben, die mich anekelt.“

Dann geht er noch einmal im Augenblick seiner Abreise die Bilanz seines Gefühlslebens durch.

Sieht so der egoistische und grobe Ehemann aus, der aus Herzenslust in die Kolonien reist? Hat er nicht im Gegenteil das stechende Gefühl des düsteren und verborgenen Dramas, das sein Dasein verwüstet? Nachdem er alle Qualen aufgezählt hat, unter denen er leidet, ruft er aus:

„Und mit allen diesen Elendigkeiten, dem Verlust der Liebe, einem zerbrochenen Leben, das ohne jede Hoffnung ist. Denn Du sagst, daß Du mich geliebt hast: erinnere Dich Deines Umganges mit mir. Heute glaubst Du, daß Du Dich

zu Deinem Vorteil verändert hast, ich gefalle mir darin, es zu hoffen.“

Und das läßt ihn sich in Hoffnung wiegen:

„Wenn eines Tages nach so viel Jahren der Prüfungen, ich Glück habe (es müßte uns vereinigen), wirst Du dann in mein Heim wieder die Hölle zurückbringen, die alltäglichen Mißhelligkeiten? Versprichst Du mir Liebe oder Haß, die ganze Bitterkeit dieser paar Jahre, die im Sturm dahingegangen sind? Ich weiß, daß Du im Grunde gut bist und ein wenig edelmütig, auch hoffe ich auf Deine Vernunft.“

Und er schließt:

„Ich konnte Clovis nicht besuchen, da ich seine Pension nicht bezahlen konnte, aber heute habe ich Herz wie Magen gegen alle Leiden verschlossen. Einen Kuß an alle. Paul (der Dich noch liebt). Es ist dumm, aber es ist so!“

Nachdem Gauguin große Mühe gehabt hatte, eine Summe für seine Reise zusammenzubekommen, schiffte er sich, begleitet von einem jungen Maler Charles Laval, nicht nach den Antillen sondern nach Panama ein. Sobald er in Amerika angekommen war, schrieb er seiner Frau einen Reisebericht. Er bereut, nicht Guadeloupe oder

Martinique „wunderbare Länder, wo es für einen Künstler zu tun gibt“, als Reiseziel gewählt zu haben.

„Diese Schafsköpfe von Kolumbier überlassen einen nicht einen Zoll Erde unter sechs Franken den Meter. Als ich meine Notdurft in einem fauligen Loch verrichtete, das mit zerbrochenen Flaschen und Unrat angefüllt war, hat man mich, von Gendarmen eskortiert, durch ganz Panama geführt und mich schließlich einen Piaster zahlen lassen. Ich hatte Lust, diesen Gendarmen etwas anzutun, aber hier ist die Polizei schnell, sie folgt einem auf fünf Schritt Entfernung, und wenn man sich rührt, bekommt man schon eine Kugel in den Kopf hineingejagt.

Morgen gehe ich fort, um auf der Insel die Hacke für den Durchbruch des Kanals für 150 Piaster monatlich zu rühren. Wenn ich 150 beiseite gelegt haben werde, d. h. 600 Frcs. (eine Sache von zwei Monaten), werde ich nach Martinique abreisen. Von 5¹/₂ Uhr morgens bis 6 Uhr abends muß ich bei Tropensonne und Regen Erde schaufeln. Nachts werde ich von Moskitos zerfleischt.“

Gauguin war schon bereit, die Fehler, die seine Frau haben könnte, zu verzeihen. Er legt sich

tatsächlich Rechenschaft darüber ab, daß Mette nicht glücklich ist. Sie beklagt sich zwischen den Zeilen über ihre Familie:

„Dein Brief läßt mich viele Dinge ahnen, die Du nicht gestehst, nämlich, daß die Liebe Deiner Nächsten vorteilhafterweise nicht die Deines Mannes ersetzt hat. Und wie würde es werden, wenn ich böse wäre und Dich für immer verlassen hätte? Viele an meiner Stelle würden es ohne Gewissensbisse getan haben, weil Deine Familie die Trennung begünstigte. Du hast die unbescholtene Ehre mit nach Dänemark genommen. Du arbeitest mehr als die anderen, und man begegnet Dir unfreundlich. Ich habe heute keinerlei Groll gegen Dich, jetzt wo Du Freundschaft und Schutz verdienst, und Du wirst eines Tages vor jedwem Deinen Kopf heben können. Ich hoffe, daß wir uns bald wiedervereinigen, aber ich versichere Dir, *daß nicht einer der Deinen zwischen uns stehen wird*, sonst wird aus mir, dem Liebenden und Guten, ein wildes Tier werden.“

Das Mißgeschick verfolgte Gauguin bis in die neue Welt. Auf Befehl aus Paris entläßt man eine Anzahl Arbeiter. Gauguin befindet sich unter den Feiernden. Darauf begibt er sich nach

Martinique. Dieses Land erscheint ihm nach den ungesunden und Fieber verursachenden Gegenden der Insel wie ein Paradies:

„Ich könnte Dir meine Begeisterung über das Leben in den französischen Kolonien nicht beschreiben. Für wenig Geld gibt es alles, um glücklich zu sein . . . Ich verspreche Dir, daß ein Weißer hier seine Not hat, um sein Gewand rein zu halten; denn an Damen Potiphar fehlt es hier nicht, sie gehen so weit, daß sie ihre Reize ausüben, um einen einzufangen. Vorgestern kommt eine junge Negerin von 16 Jahren und bietet mir eine gespaltene und an die Brust gepreßte Guajavenbirne an. Ich wollte sie essen, als ein gelblich aussehender Advokat, der sich gerade dort befand, mir die Frucht aus den Händen nimmt, sie fortwirft und sagt: ‚Sie sind Europäer und kennen das Land nicht. Sie müssen keine Früchte essen, ohne ihre Herkunft zu kennen. So birgt diese Frucht ein Schicksal. Die Negerin hat sie auf ihrer Brust zerdrückt, und Sie würden sicherlich hernach ihrer Willkür preisgegeben sein.‘ Ich glaubte, es sei ein Scherz. Keineswegs. Dieser unglückliche Mulatte (der jedoch seine Studien gemacht hat) glaubte an das, was er sagte. Jetzt bin ich gewarnt, ich werde nicht hineinfal-

len, und Du kannst ganz beruhigt über meine Tugend schlafen.“

Diese glückliche Zeit der Ruhe in Gauguins Leben dauert nicht lange. Er erkrankt an Dysenterie und Sumpffieber. Die düsteren, traurigen Gedanken kommen ungezählt wieder und quälen ihn beständig. Mehr als unter der Geldverlegenheit leidet er unter der Einsamkeit:

„Meine arme Mette, ich bedaure, nicht gestorben zu sein. Es scheint, daß, seitdem ich Kopenhagen verlassen habe, alles über uns hereinbricht. Übrigens ist es richtig, daß nichts gut geht, wenn die Familie getrennt ist.“

Ist diese Feststellung nicht das Ergebnis einer bitteren Qual? Frau Gauguin schrieb in einem Augenblick moralischer Depression, die bei ihr selten vorkommen sollte, an ihren Mann einen trostlosen Brief. Er antwortete ihr in einer herzzerreißenden Melancholie:

„Wenn wir uns wenigstens verabscheuten! (vor allem haßten), aber Du beginnst das nötige Vorhandensein des Gatten gerade in dem Augenblick zu fühlen, wo es unmöglich ist . . . Auf Wiedersehen, liebe Frau, ich umarme Dich, und ich liebe Dich (ich müßte Dich hassen, wenn ich zurück-

schaue und sehe, wie die bösen Leidenschaften uns trennen. Seit jenem Tage ist alles viel schlimmer geworden).“

Gauguin bleibt längere Zeit ohne Nachrichten aus Kopenhagen. Mehr noch als unter der Krankheit leidet er unter diesem Schweigen:

„Von allen Schlechtigkeiten, die Du mir angeht hast, ist das Schweigen das Schmerzlichste, und ich werde in Frankreich ankommen, von Fieber und Unruhe verzehrt.“

Und als post scriptum fügt er hinzu:

„Es ist unnütz, Dir alle Elendigkeiten des Hungerns zu erzählen, die ich erdulde . . .“

Er entschließt sich also dazu, sich in sein Vaterland zurückschicken zu lassen. Er kommt dort im Monat Mai an, krank, mutlos und natürlich ohne einen Pfennig. Doch ein ehemaliger Gefährte bei Bertin, Emile Schuffenecker, der ebenfalls Maler geworden ist, gewährt ihm Gastfreundschaft.

So ist er im Atelier seines Freundes in Montrouge untergebracht, wo er den Wein seines Wirtes trinkt und dessen Zigarren raucht . . . Warum sollte er sich einen Zwang auferlegen? Wäre er selbst reich, würde er da nicht auch sein Haus,

seinen Weinkeller und seine Börse einem weniger begüterten Freunde öffnen? Doch Gauguin war in einem Grade aufbrausend und unhöflich, daß er manchmal seine besten Freunde von sich stieß. Schuffenecker spricht eines Tages, in der Meinung Gauguin gefällig zu sein, voller Begeisterung von ihm zu einem reichen Kunstliebhaber. Während sein Gast einmal abwesend ist, führt er den Mäcen in sein Atelier und zeigt ihm die Gemälde Gauguins. Dieser bewundert die Bilder und spricht davon, eines zu kaufen . . . Inzwischen kommt Gauguin: Wie! Man hat gewagt, seine Abwesenheit zu benutzen und sein Werk zu zeigen! Das ist ein Vertrauensbruch, und ohne weitere Umstände zu machen, setzt Gauguin den verblüfften Kunstliebhaber vor die Tür und läßt den bestürzten Schuffenecker zurück. Der Zorn des Malers hat sich noch keineswegs besänftigt. Er vertraut auf sein Genie und denkt keinen Augenblick daran, daß er dieses Atelier mit einem anderen Maler teilt — mit seinem Wirt. Er schließt sich zweimal darin ein, und der rechtmäßige Besitzer kann vergebens an die Tür pochen, er öffnet nicht. Erst am nächsten Tage, nachdem sich Gauguin ein wenig beruhigt hat, willigt er ein, den armen Schuffenecker einzulassen.

Gauguin arbeitet mit einer wahrhaften Raserei,

die manchmal mit einem Gefühl der Bitterkeit durchsetzt ist:

„Die Pflicht eines Künstlers ist, zu arbeiten, um stark zu werden. Ich habe diese Pflicht erfüllt, und alles was ich von da unten mitgebracht habe, findet nur Bewunderer. Dennoch führt es zu nichts . . .“

Jedoch verläßt ihn niemals gänzlich die Hoffnung:

„Obgleich es sehr schwer hält, so ist es doch eines Tages möglich, daß ich den Platz einnehme, den ich verdiene. Zu wem wirst Du dann zurückkehren, und Deine Berater, werden sie Dir dann auch noch sagen, daß Dein Leben nicht an der Seite Deines Mannes ist?“ . . .

Ach, wenn Mette nicht von der Familie umgeben wäre, die ihr ständig wiederholt, daß ihr Mann „es niemals zu etwas bringen werde“. Gauguin weiß wohl, daß dann der Ton ihrer Briefe sich ändern, daß sie Vertrauen haben würde, und daß sie mit einem Worte seinen manchmal erlöschenden Mut stützen würde. Aber es ist sein Schicksal, allein diesen öden Weg vorwärtszu-gehen, der zum posthumen Ruhm führt. Manch-

mal empört sich der Künstler gegen diesen harten Beschluß:

„Was man auch erfinden mag, man wird doch nichts Besseres machen als die Vereinigung in der Familie... Meine arme Mette, ich habe große Angst, daß wir an demselben Punkt sind wie am Anfang...“

Trotz seines Geldmangels hat sich Gauguin tatsächlich einige Monate zuvor nach Kopenhagen begeben. Mit welcher liebenden Glut eilte er seiner viele Jahre verlorenen Geliebten entgegen, die er endlich finden sollte!

Eine herzerreißende Zusammenkunft... Alles verletzte die Empfindlichkeit des Künstlers. Mette bereitete ihm einen frostigen Empfang. Aber war diese junge Frau nicht entschuldbar, die der Tyrannei einer bürgerlichen und puritanischen Familie preisgegeben war! Vor der Ankunft ihres Mannes hatte die Mutter ihr so lange die Leviten gelesen; sie war durch ihre Ermahnungen, die jeglicher Romantik entbehrten, so angeekelt, daß die Ankunft ihres Mannes sie marterte, und sie in keiner Weise darüber erfreut war. Man wagte nicht, sie mit diesem Manne unter vier Augen allein zu lassen, der ohne jedes Gewissen war. „Oder aber — ließ ihre Mutter in ihre Rede einfließen, ehe

sie fortging — was würde aus dir werden, liebes Kind, wenn Gott zufällig noch einmal deine Ehe segnete?“ Gauguin fand seine Frau wie ein Idol bewacht von der Schar seiner Schwägerinnen und Schwäger.

Ach, bis zu seinem Tode sollte er sich dieser Reise nach Kopenhagen erinnern, die er so leichten Herzens unternommen hatte!

Er ist arm, schlecht gekleidet. Seine Kinder, die ihn kaum erkennen, schämen sich etwas, mit diesem so einfach gekleideten Fremden auszugehen. Nur seine Tochter Aline, sein Liebling, sieht ihn mit den Augen eines sehnsüchtigen und träumerischen Kindes an, die die Wirklichkeit in einen lieben und poetischen Trug verwandeln. Wie rührend mußte für Gauguin der Blick dieser kleinen Tochter voll Inbrunst und Bewunderung gewesen sein!

Von dieser Reise bringt er nur Verwirrung und Mutlosigkeit mit. Er schreibt:

„Mit Vergnügen habe ich Dich im Monat April gesehen, doch ich habe in Deinem Charakter die gleichen Züge bemerkt, die für ein Leben zu zweien schwierig sind. Immer die gleiche Empörung, doch heftiger denn je, und immer der Schmeichelei zugänglicher als der Wahrheit.“

Und dennoch, trotzallem, bewahrt Gauguin die Hoffnung, eines Tages das gemeinsame Leben wiederaufzunehmen. Er ahnt den Tag voraus, wo sie endgültig ihre Familie verlassen haben wird. Mette wird wieder die liebende und sanfte Frau werden, die sie während der ersten Jahre ihrer Ehe gewesen ist. Manchesmal hat Frau Gauguin wiederholt, daß sie nur dann nach Frankreich zurückkehren würde, wenn die Stellung ihres Mannes ihr wie ihren Kindern eine angemessene Existenz sicherte. Wie ein Stachel wirkte diese Erklärung auf den Maler. Um bequemer zu arbeiten, will er in die Bretagne zurückkehren. Das Ziel erscheint ihm nicht mehr unerreichbar:

„Jetzt, wo ich soweit bin, eine Rolle zu spielen, muß ich für meine Malerei noch eine höchste Anstrengung machen, und ich werde für sechs Monate in die Bretagne nach Pont-Aven gehen und Bilder malen.

Ich bitte Dich daher, nicht die Flinte ins Korn zu werfen und alles aufzubieten, um noch ein Jahr zu warten. . . Ich weiß wohl, daß Ihr nur an mich glaubt, wenn ich fortlaufend verkaufen werde, aber das ist eine Ansicht, die man dem Publikum gegenüber geheimhalten muß. Ich weiß sehr wohl, daß diese verfluchte Malerei Dir

eine Qual ist, aber da nun einmal das Übel geschehen ist, muß man sich damit abfinden und aus ihr für die Zukunft Vorteil ziehen.“

Wer könnte jemals sagen, daß die Dramen durch „das Übel, zu zweit zu sein“, verursacht werden? Es ist selten, daß ein Mißverständnis nicht die Ehen verdirbt, die am solidesten erscheinen. Die Menschenseelen sind für einander unerforschlich. Und der Riß, der sie trennt, ist um so tiefer, wenn er sich zwischen der Seele eines Mannes und der einer Frau befindet. Es kommt vor, daß die Liebe — diese zarte Zauberin — den Liebenden einen Augenblick die Illusion gibt, daß sie gleich denken, aber sobald das Feuer der Leidenschaft erloschen ist, fällt die Binde von den Augen, und die geöffneten Augen schauen den Abgrund. Ein falsch ausgelegtes Wort genügt, um das Drama auszulösen.

Wenn man heute gelassen den Briefwechsel des großen Malers liest, begreift man das Mißverständnis, das sein Gemütsleben peinigte. Sie lieben einander, und dennoch bildeten sich beide ein, daß sie nicht geliebt wurden. Die zwei nachstehenden Briefe bestätigen diese Meinung:

„Deine letzten Briefe sind so wenig liebevoll gewesen, daß ich wirklich nicht mehr glauben

kann. Du tust nichts, um mir etwas Mut zu geben, und es scheint mir, daß das dennoch nicht allzu schwer sein würde. Schließlich führen die Gegenbeschuldigungen zu nichts. Der Zweck dieses Briefes ist, Dir zu sagen, daß ich weit entfernt bin, Dich zu vergessen, was Dir vielleicht recht gleichgültig ist. Schreibe mir bald, ich quäle mich so um Dich. Deine Frau Mette.“

Fühlt man nicht aus diesen Zeilen den Schrei einer verletzten Geliebten oder wenigstens, daß sie sich verletzt glaubt? Denn die Briefe Gauguins scheinen in keiner Weise diese Klagen zu rechtfertigen. In jedem Fall würde es scheinen, daß ein solches Sendschreiben nur ein empfindliches Herz wie das des Künstlers rühren könnte. Im Gegenteil, Gauguin zeigt sich darüber gekränkt:

„Deine Briefe sind alles andere wie früher in unserem gemeinsamen Leben ein Austausch von Gedanken und Empfindungen, und ich fange an müde zu werden, zu schreiben, ohne jemals auf das, was es auch sei, eine Antwort zu bekommen. Dir hat es auf launische Art gefallen, mich im April 1887 wiederzusehen, und nach meiner Abreise hast Du mir einen feurigen Brief geschrieben. Ich will niemals glauben, daß dieser Brief etwas Besonderes bezweckte. Als ich einmal in

Panama der Versuchung widerstanden habe, sind Deine Briefe eisig geworden. Du verlangst von mir, Dir Mut einzufloßen? Wozu hast Du das nötig, wenn nicht für den Kampf um das materielle Leben? Nach eingehender Überlegung sage ich, wenn Du Renten hättest, würdest Du die glücklichste Frau sein. Niemand ist da, der Deinen Launen widerspricht; Du bist sorglich umgeben, verhätschelt, umschmeichelt . . .

Ich habe hier und da einige Briefe von anerkannt klugen Menschen erhalten, die voll Sympathie und Bewunderung für mich waren usw. Ich bin vierzig Jahre alt. Ich habe noch niemals den zehnten Teil dieser Art von seiten meiner Familie erhalten. Wenn Dein Sohn großjährig sein wird, wirst Du es wagen, ihm den Rat zu geben, sich mit einer anderen Frau als mit einer Köchin zu verheiraten? Ist sie eine gut erzogene Frau, so wird sie ihm keine Antwort auf alles das geben, was nicht mit der Küche zu tun hat. Keine Unterhaltung außer über Butterbrote, Kleidung und Klatscherei über den Nachbarn. Wenn Dein Sohn klüger ist als seine Frau, wird er von Widerwillen gegen sie erfüllt sein. Nur die Köchin wird stolz auf ihren Mann sein, ihn achten und es natürlich finden, daß der Ehemann das Ruder führt.“

Wieviel Bitterkeit verbirgt diese Ironie!

Das Jahr 1889 wird durch ein großes Bemühen gekennzeichnet. Die Monate hartnäckiger Arbeit beginnen ihre Früchte zu tragen. Der Name Gauguin verbreitet sich in den künstlerischen Kreisen, und die hervorragendsten Geister betrachten den Künstler als einen der Ersten ihrer Generation. Er veranstaltet eine Versteigerung, die, ohne sehr einträglich zu sein, dennoch als ein Erfolg betrachtet werden kann.

„Der Tag meiner Versteigerung naht. Die Zeitungen machen viel Lärm und es herrscht in der Kunstwelt eine große Aufregung.“

Ein begeisterter Aufsatz von Mirbeau hat die Bewegung ausgelöst, und der Maler ist für die Huldigung des Schriftstellers besonders empfänglich gewesen. Wenn Gauguin in seinen Briefen besonderes Gewicht auf die Huldigungen legt, die ihm zuteil werden, so geschieht es nicht aus Stolz, sondern er sucht seine Frau zu überzeugen, daß er nicht der Künstler ist, der seinen Beruf verfehlt hat, nicht der mittelmäßige Farbenkleckser, den die Leute „in Kopenhagen“ mit Vorliebe in ihm sehen.

„Du sagst — Schuffenecker beweihräuchere mich sicherlich viel zu sehr, und dabei wieder-

holt er ungefähr, was viele sagen, sogar Degas. Er sagt: „Das ist ein Freibeuter, aber ein geheimer . . . das ist die Kunst selbst!“ Wahrlich, diese Menschen finden in mir etwas anderes als das was Ihr Dänen versteht.“

Überdies scheint er sich übertriebene Gedanken darüber zu machen, seinen Kindern einen Namen zu hinterlassen, auf den sie stolz sein können:

„Es wird schon ein Tag kommen, an dem sich die Kinder vor jedem beliebigen Menschen, an jedem beliebigen Orte mit dem Namen ihres Vaters um Gunst und Ehrenbezeugungen werden bewerben können. Mit zwanzig Jahren werden sich die Kinder eine Stellung zu schaffen haben. Glaubst Du, daß die hochgestellten Freunde, die ich mir erworben haben werde, dann nicht bereit sind, sie unterzubringen? Und ich denke nicht, daß ich als Kaufmann ein ähnliches Ergebnis erreicht haben würde.“

Der Künstler ist kein schlechter Prophet gewesen.

Er kommt noch einmal wieder darauf zurück, die Wahl seiner Laufbahn zu rechtfertigen:

„Du kennst mich: entweder rechne ich (und ich rechne gut) oder ich rechne nicht. Das Herz

in der Hand, die Menschen mir gegenüber, kämpfe ich mit offener Brust. Wohlan denn! Ich nehme die Rolle an, die man mir gegeben hat. Und dann muß ich rechnen. Nicht die Beute für den Schatten fallen lassen, und der Schatten — ist die Rolle des Bankangestellten. Ich würde mit 2000 oder 4000 Frcs. angestellt werden, der Lohn Deiner Brüder. Was hätte ich mir vorzuwerfen? Nichts. Trotz der Überzeugung, die mir mein Gewissen eingab, habe ich die anderen befragen wollen — Menschen, die auch zählen — um zu wissen, ob ich meine Pflicht erfülle. Alle sind gleicher Ansicht: Die Kunst ist mein Geschäft, mein Kapital, die Zukunft meiner Kinder, die Ehre meines Namens, den ich ihnen gegeben habe. Deshalb arbeite ich für meine Kunst, die gegenwärtig — in Geld — nichts ist, — die Zeiten sind schwer — aber ich hoffe auf die Zukunft. Ihr werdet sagen, das dauere lange, aber was wollt Ihr, daß ich denn tun soll? Ich vor allem habe darunter zu leiden. Ich kann Dir versichern, daß wenn die Leute, die sich darin auskennen, sagten, daß ich kein Talent habe und faul sei, ich längst alles im Stich gelassen haben würde. Kann man sagen, daß Millet seine Aufgabe nicht erfüllt, und daß er seine Kinder einer unglücklichen Zukunft preisgegeben habe?“

Denn es ist ein großer Schmerz für Gauguin, von seinen Kindern getrennt zu sein:

„Ich habe Dir gesagt, daß ich die Absicht gehabt habe, die Kinder zu besuchen, aber ich würde nicht wagen, mit ihnen auszugehen, da ich denkbar schlecht gekleidet bin.“

Die Tage vergehen, und Gauguin beklagt sich bitter, daß er ohne Nachricht bleibt:

„Zum Teufel, es gibt manchmal im Leben andere Briefe zu schreiben, als solche, wo es sich um Geld handelt!“

Und in einer 'Anwandlung von Mutlosigkeit ruft er aus:

„Unser beider Leben ist zerbrochen. Darüber braucht man nicht zu weinen. Die Vergangenheit läßt sich niemals auslöschen, manchmal vergißt man sie.“

Läßt er sein Leben vor sich vorüberziehen, so stellt er fest, daß er alle Befriedigungen der Eigenliebe genießt, aber die Einsamkeit verursacht ihm grausames Leiden:

„Ohne Mutter, ohne Frau, ohne Kinder! Von allen Meinen verflucht! Dein Schweigen hat

mich mehr erdulden lassen, mich unglücklicher gemacht als meine pekuniären Niederlagen.“

Und von neuem, gebieterischer, drängt sich seinem Geist das Verlangen nach den sonnenbeschienenen Ländern auf. Der Zufall ließ ihn eines Tages einen Prospekt über Tahiti in die Hände fallen, und seit der Zeit wird Tahiti das Paradies seiner Träume:

„Möge der Tag kommen und zwar bald, an dem ich mich in die Wälder auf einer Insel im Ozean flüchten kann, dort im Zauber, in Ruhe und der Kunst leben! Umgeben von einer Familie, fern von diesem europäischen Kampf um das Geld. Dort, in Tahiti, im Schweigen der schönen, tropischen Nächte, der sanften, murmelnden Musik der Regungen meines Herzens lauschen, in liebevoller Harmonie mit den geheimnisreichen Wesen meiner Umgebung. Endlich frei, ohne Geldsorgen könnte ich lieben, singen und sterben.

... Unser beider Leben sei zerbrochen, sagst Du zu unrecht. Deines ist frei von jeder Fessel. Deine Tage fließen dahin, umgeben von Deiner Familie und von Deinen Kindern, wenn auch nicht ohne mühevollen Arbeit, aber doch frei von der Ehe, umschmeichelt, geachtet und geliebt. Deine geistige Arbeit wird belohnt.“

Im allgemeinen besänftigt die Zeit die Meinungsverschiedenheiten, aber sie verschärft sie nur, wenn diese Meinungsverschiedenheiten einem Mißverständnis entspringen. Frau Gauguin war Dänin; man hätte glauben können, daß ein so von jedem Vorurteil freier Geist, wie Gauguin, sich recht wenig um eine so geringfügige Zufälligkeit beunruhigt haben würde. Dies anzunehmen wäre irrig gewesen. Obwohl er sich dagegen verwahrte, blieb der Künstler mit den französischen Überlieferungen verknüpft und der Gedanke, daß seine Kinder auf fremdem Boden aufwachsen in der Unkenntnis der französischen Sprache, brachte ihn aus der Fassung.

Trotz der wachsenden Wertschätzung, deren er sich in der Welt erfreute, führte der Künstler immer noch ein ebenso hartes materielles Leben. Das Gefühl seiner Minderwertigkeit — seiner Frau gegenüber — legte ihm oftmals ungerechte Worte in den Mund. Nachdem er sich das friedliche Leben, das sie in Kopenhagen führt, vergegenwärtigt, fügt er hinzu:

„Was könnte ich Dir jemals in diesem schmutzigen Lande (Frankreich) im Vergleich bieten? Einen Anteil am Elend und an der Arbeit. Das alles sind Dinge, die sich nicht teilen lassen wie das Vermögen.“

Und in der Erinnerung an sein schmerzreiches Dasein, schließt er voller Verzweiflung:

„Es ist merkwürdig, wozu die Ehe führt, entweder zum Untergang oder zum Selbstmord. Auch wirtschaftlicher Wohlstand bedeutet nur eine Versüßung der Wahrheit.“

Ist Paul Gauguins Liebesleben vernichtet? Bei jedem anderen als bei ihm hätten die Hindernisse, die er zu überwinden hatte, für immer die Quelle der Liebe versiegen lassen. Aber die Vitalität des großen Malers war ungeheuer. In den schlimmsten Stunden der Trostlosigkeit hielt das Bewußtsein seines Genies stand, wie in der Nacht eine Flamme leuchtet, die der Orkan auszulöschen bestrebt ist.

In gleicher Weise widerstand in seinem großen, stürmischen Herzen die Liebe zu der Geliebten den Bitternissen der Enttäuschung.

Man muß den Satz festhalten, den er seiner Frau gegen Ende des Jahres 1890 geschrieben hat:

„Niemand läßt sich die Vergangenheit auslöschen, aber man kann sie durch die Zukunft verdecken.“

Gauguin wandte der Vergangenheit den Rücken und richtete die Augen fest auf die Zukunft.

„TRAGISCHE DÄMMERUNG“

In den Stunden des Schmerzes begibt sich ein jeder von uns in ein geheimes Reich. Die kleine Tochter André Maurois' flüchtet sich nach Meïpe. Paul Gauguin dachte voller Sehnsucht an Tahiti. Seit langem übten die Tropen eine tiefgehende Anziehungskraft auf ihn aus. Ein erster Versuch nach Panama und den Antillen endigte mit einem Mißerfolg.

Als Gauguin sich nach Tahiti einschiffte, war er viel besser vorbereitet als damals bei seinem früheren Exil. Jetzt war er 43 Jahre alt, ein Alter, das im Leben eines Mannes einen Wendepunkt bezeichnet. Es ist keine Zeit mehr, zögernd zu tappen; die Stunde ist endlich gekommen, in der man das entscheidende Werk hervorbringen muß.

Gauguin begriff das; er begriff auch, daß sich das paradoxe Eheleben, das er führte, nicht bis ins Unendliche hinausziehen ließ. Eine Lösung war notwendig. Wie unglücklich auch seine Versuche der Annäherung gewesen waren, er hatte die Hoff-

nung, die eheliche Gemeinschaft wiederaufzunehmen, keineswegs verloren. Und voller Bitterkeit gedachte er der verpfuschten Jahre, die er fern vom häuslichen Herd verbracht hatte.

Wenn der materielle Erfolg auf sich warten ließ, so wuchs wenigstens sein künstlerisches Ansehen von Tag zu Tag; nur seine Familie wußte nichts davon. Sie würde es nur wahrnehmen, wenn die höheren Preise, die seine Bilder erzielten, sein Talent bestätigen würden.

Der Künstler zweifelte keinen Augenblick daran, daß zwei oder drei Jahre der Sammlung unerläßlich wären, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Gauguin war also weit davon entfernt, seine Abreise als eine endgültige anzusehen. Er schiffte sich nicht nach den Inseln im Stillen Ozean ein als ein überdrüssiger Mensch, der damit rechnet, seine Tage fern von der zivilisierten Welt zu beschließen. Man würde sich schwer täuschen, wenn man dächte, daß, als Gauguin seinen Fuß auf den Dampfer setzte, er mit seinen Gewohnheiten brach. Keineswegs! Und man kann sogar vom Gegenteil überzeugt sein, daß, wenn der Künstler Frankreich verließ, es in der Hoffnung geschah, die Vergangenheit wiedererstehen zu lassen — diese schon ferne, aber immer noch so lebendige und teure Vergangenheit. Er kannte

damals noch nicht die schwächende Macht der Luft südlicher Meere . . .

Ein Brief aus Pont-Aven an den dänischen Maler Willemsen, erklärt die Gründe seiner Abreise. Er hatte es überhaupt nicht gern, Anspielungen über sein Innenleben zu machen, so sind die Gründe, die er auseinandersetzt, alle materieller Art. Dennoch sind sie von Wichtigkeit und deshalb führen wir sie an:

„Mein Entschluß ist gefaßt: in kurzer Zeit werde ich nach Tahiti gehen, einer kleinen Insel in Ozeanien, wo das materielle Leben ohne Geld vor sich gehen kann. In Europa bereitet sich für die kommende Generation eine schreckliche Zeit vor: die Herrschaft des Goldes. Alles wird verseucht, die Menschen wie die Künste. Unaufhörlich muß man sich zerreißen. Dort unten wenigstens, unter einem Himmel ohne Winter, auf einem Boden wunderbarster Fruchtbarkeit braucht der Bewohner nur den Arm zu heben, um seine Nahrung zu finden . . .“

Und Gauguin wiederholt die gewöhnlichen Klischees, die die Schriften der lyrischen Romantiker mit Schmelz bedecken.

„Für den Tahitaner bedeutet das Leben singen

und lieben, und wenn ich mein materielles Leben einmal gut eingeteilt habe, könnte ich mich den großen Aufgaben der Kunst ganz widmen, losgelöst von jeder künstlerischen Eifersucht, ohne irgendwelchen gemeinen Schacher nötig zu haben.“

Eine Ausstellung seiner Werke, für die Octave Mirbeau den Katalog schreibt, trägt ihm beinahe 10000 Frcs. ein. Es wird sein Reisegeld. Der Maler hat selbst in „Avant et Après“ erzählt, wie ihm dank der Unterstützung Ary Renans eine künstlerische Mission für Ozeanien anvertraut wurde.

Also am 4. April 1891 steigt Gauguin, reich an Hoffnungen — wenn auch seine Börse mit wenig Geld angefüllt war — an der Gare de Lyon in den Zug nach Marseille.

Gauguin wiegt sich während der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf Tahiti in Hoffnungen, die schnell enttäuscht werden. Die Einfühlung wirkt bezaubernd. Er denkt sich schon tausend Glückseligkeiten aus, die ihn fast vor Zärtlichkeit zum Weinen bringen! Er ist wunderbar vom Gouverneur und vom Leiter der inneren Verwaltung empfangen worden. Er hofft auf zahlreiche Porträtaufträge. Er schreibt:

„Kurz, ich glaube, daß ich Geld verdienen werde, etwas, womit ich nicht rechnete.“

Um seine Erfolge anzuzeigen, nimmt er einen viel bescheideneren Ton an: „Morgen soll ich die gesamte königliche Familie besuchen. Was mag sie begehren! Und wie dumm ist das... Nun, lassen wir alles mit uns machen.“

Ach, es sollte nicht lange auf sich warten lassen, daß er seine Hoffnungen tiefer spannte. Wir werden es nicht unternehmen, hier die Geschichte seiner Kränkungen in Ozeanien aufzurollen; sie sind bekannt. Wir werden nur soweit auf sie eingehen, als sie Einfluß auf sein Gemütsleben haben sollten. Zurzeit zeigt er sich als ein trefflicher Familienvater und Ehemann — der noch sehr verliebt ist. Schließt er doch einen seiner ersten Briefe, die er seit seiner Ankunft in Papeete geschrieben hat, mit folgenden Worten:

„Viele innige Küsse den lieben Kindern und für Dich die besten von Deinem treuen Geliebten und Gatten.“

Gauguin kam in Papeete an, um dem Leichenbegängnis des Königs Pomare V. beizuwohnen. Er war der letzte Sproß der Pomare, die mit ihm erloschen, da der König eine englische Jüdin Miß

Marau Johanna Salmon geheiratet aber kurze Zeit darauf verstoßen hatte. Die Chronique scandaleuse von Papeete berichtet tatsächlich, daß die Königin, deren Liebschaften berühmt waren, in Tahiti nur von einer einzigen Person geachtet wurde; nämlich von ihrem königlichen Gemahl.

Der Maler hatte begriffen, daß der Tod Pomare V. das Ende eines Zeitalters bezeichnete, und daß unsere vermeintliche Zivilisation nicht länger zögern werde, den Zauber der sterbenden Insel wegzufegen.

„Ich halte diesen Tod des Königs Pomare V. für sehr traurig. Der Boden Tahitis wird nach und nach französisch, und nach und nach wird dieser alte Zustand der Dinge ganz verschwinden. Unsere Missionare haben schon viel protestantische Heuchelei gebracht und einen Teil der Poesie genommen. Die Pocken nicht eingerechnet, die die ganze Rasse befallen haben (ohne sie zu sehr mitzunehmen, wahrhaftig). Du liebst ja die schönen Männer, hier ist kein Mangel daran...“

Gauguin wohnte natürlich der Schaustellung des königlichen Leichenbegängnisses bei, das sich der Wißbegierde des Künstlers darbot. Der Brief, den er, noch ganz von diesem Erlebnis erfüllt,

schrieb, bildet ein wirklich historisches Dokument.

„Der König ist einige Zeit nach meiner Ankunft gestorben. Von seinem Leichenbegängnis mußte ein jeder auf der Insel und auf den benachbarten Inseln in Kenntnis gesetzt werden. Du kannst Dir von diesem Begräbnis keine Vorstellung machen. Jedes Dorf, dessen Bewohner sich des Abends auf der Wiese zusammenfanden, sang mit verteilten Rollen seine berühmten Totengesänge (mehrstimmiger Chorgesang), und so ging es die ganze Nacht hindurch. Für den, der Musik liebt, ist es ein wahres Fest; denn dieses Volk ist außerordentlich musikbegabt. Zwei Gesänge vermischten sich in der ersten Stimme, Mann und Frau — sodann folgen Teile der Begleitung, die eigenartige Akkorde bilden. Eine Gruppe Männerstimmen, die den Trommelschlag nachahmt, dient nur zur Angabe des Rhythmus (ein sehr eigenartiger Rhythmus). Nein, es ist unmöglich, sich etwas Harmonischeres und Abstrakteres zu denken. Nicht einer, der einen falschen Ton trifft.

Der Leichenwagen, der ganz mit Blumen bedeckt war, wurde von Mauleseln gezogen, denen die Artilleristen schwarze Leinennetze übergehängt hatten. Am Grabe in den Waldungen angekommen,

haben die Pastoren und Häuptlinge Reden auf tahitanisch gehalten. Ich schreibe Dir am Abend. Dieses Schweigen der Nacht auf Tahiti ist noch viel seltsamer als alles übrige. Es ist nur dort zu finden: nicht einmal ein Vogelschrei, der die Ruhe stört. Hier und dort fällt ein großes, trockenes Blatt zu Boden, aber das erweckt nicht den Eindruck eines Geräusches; vielmehr ist es ein Rascheln des Geistes. Die Eingeborenen gehen oft in der Nacht umher, aber geräuschlos mit nackten Füßen. Immer dieses Schweigen! Ich verstehe, warum diese Wesen stundenlang, Tage hindurch dasitzen können, ohne ein Wort zu reden und voller Trauer den Himmel betrachten. Ich fühle, wie dies alles auf mich eindringt, und ich ruhe mich in diesem Augenblick wunderbar aus...

Wie schön ist diese Nacht! Tausende von Wesen machen es wie ich. Sie lassen dem Leben seinen Lauf, und ihre Kinder erziehen sich ganz von selbst. Alle diese Menschen hier gehen überall hin, ganz gleich in welches Dorf, ganz gleich welchen Weg, sie schlafen in einem Hause, essen usw., sogar ohne sich zu bedanken, auf Kosten der Vergeltung. Und man nennt sie Wilde! Sie singen, stehlen niemals — meine Tür ist niemals geschlossen. Zwei tahitanische Worte kennzeichnen sie — *Ia ora na*, Guten Tag, Lebewohl,

danke. *O na tu* — ich pfeif drauf — und man nennt sie Wilde!“

Gauguin fürchtet, daß dieses idyllische Bild vom Leben auf Tahiti nur den Neid seiner Frau erregt, und daß sie ihm sein Wohlbefinden vorwerfe: ein Mann, der vollständig auf sein Familienleben verzichtet haben sollte, würde der sich so entschuldigen, wie er es tut?

„Denke deshalb nicht, daß ich egoistisch bin und daß ich Euch verlasse, aber lasse mich noch einige Zeit so leben. Die mir deswegen Vorwürfe machen, kennen nicht alles, was in einer Künstlernatur vorsichgeht; und warum uns den ihren ähnliche Pflichten aufzwingen? Wir zwingen ihnen auch nicht die unsrigen auf.“

Und er schließt noch:

„Ich denke zärtlich an Euch alle.“

Kaum ist Gauguin zwei Monate auf Tahiti, als er sich schwierigen Lebensverhältnissen gegenüber befindet. Man muß in den französischen Kolonien gelebt haben, um die Feindseligkeit zu verstehen, die im allgemeinen die bereits ansässigen Kolonisten und Beamten den Neuangekommenen entgegenbringen. Man findet ein Vergnügen dar-

in, den gerade an Land gestiegenen Reisenden zu entmutigen. Selbstgefällig werden ihm die Hindernisse geschildert, denen er begegnen wird, und weit davon entfernt, sie ihm aus dem Weg zu räumen, hat man einen Spaß daran, ihn über sie straucheln zu lassen.

Der Künstler erleidet schwere Enttäuschungen. Er hatte große Hoffnungen auf die Unterstützung Pomare V. gesetzt. Sein Tod zerstört seine Pläne. Um das Unglück voll zu machen: Gauguin erkrankt. Man schleppt ihn ins Krankenhaus, wo er für die Summe von 12 Frcs. täglich gepflegt wird.

Glücklicherweise findet er einige Unterstützung. Der Staatsanwalt, Herr Edouard Charlier, ein kluger und mitfühlender Beamter und rechtschaffen, wie es, ach, in den Kolonien so selten ist, kommt ihm großmütig zu Hilfe, ebenso Herr Goupil, der Advokat von Papeete, ein Mann mit Schönheitssinn. Mit jeder Post erwartet Gauguin Geld, das ihm sein Freund Charles Morice schicken soll.

Indessen arbeitet er mit einem wütenden Eifer in seiner kleinen Hütte, die er in einem Bezirk, einige Kilometer von Papeete entfernt, gemietet hat. Und er versucht noch, seine Frau zu überzeugen, daß er recht gehabt habe, sein Leben

der Malerei zu widmen. Ebenso bewahrt er seinen beißenden Humor:

„Was willst Du daran tun; wir werden bald beide alt sein? Wir werden plaudern und nicht mehr zu fürchten haben, Kinder in die Welt zu setzen . . .“

Dieser nicht sehr geschmackvolle Scherz kehrt häufig in seinen Briefen wieder. Er kann nun einmal nicht die ungelegene Einmischung seiner Schwiegermutter vergessen, die sich bei jeder Zusammenkunft der beiden Gatten stets zwischen sie stellte — als eherne Statue der bürgerlichen Vorsicht.

Wir wollen nicht bei den pekuniären Schwierigkeiten verweilen, mit denen der unglückliche Künstler auf Tahiti zu kämpfen hatte. Sein Briefwechsel mit Daniel de Monfreid ist nur von Geldforderungen und Klagen erfüllt. Man darf wegen dieser Klagen Paul Gauguin nicht geringer einschätzen. Die Plage des Brotverdienens verfolgt ihn. Ist er nicht tausendmal ausgebeutet worden? Und ist diese schreckliche Geldfrage für ihn nicht eine Lebensnotwendigkeit? Es ist möglich, daß man seinem Andenken einen schlechten Dienst erwiesen hat, indem man seine Briefe an Daniel de Monfreid veröffentlicht hat. Doch zulassen

darf man auf keinen Fall, daß die Achtung für den Maler herabgemindert wird, weil er häufiger von Geld als von der Malerei spricht. Die Kunst! Die Kunst! Die Ästheteten führen nur dieses Wort im Munde. Außerdem muß man, wenn es sich um Kunst handelt, keinen Hunger leiden. Wenn der Magen vor Hunger schreit, wenn die Börse vollständig leer ist, dann haben ästhetische Theorien keine Anziehungskraft mehr. Bei Gauguin, der des Notwendigsten grausam beraubt war, ist es gewiß schon sehr zu entschuldigen, daß er nicht den Mut gefunden hat, sich über diese Drangsale hinwegzusetzen und über die Ziele der Malerei zu diskutieren!

Nach vielem anderen machte er an sich selbst die Erfahrung, daß das Sprichwort zutrifft: „Die Abwesenden haben immer unrecht.“ Unter allen seinen Freunden war einer, dem er das größte Vertrauen schenkte — Charles Morice, Kritiker und symbolistischer Dichter, sein späterer Mitarbeiter an Noa-Noa. Ihm hatte Gauguin seine Bilder mit dem Auftrage zurückgelassen, sie zu verkaufen. Sogar Geld hatte er ihm zurückgelassen. Doch die Postdampfer fuhren vorüber, ohne daß der Verbannte das Geringste von dem Pariser Dichter erhielt.

„Zu meinem eigenen Schaden habe ich Menschen und Dinge ein wenig kennengelernt. Wenn ich nicht da bin, gehen meine Geschäfte nicht.“

Zu dem Gefühl des Grolles, das er gegen Morice hegt, gesellt sich noch das der Eifersucht. Wohl lebt er seit so langer Zeit von seiner Frau getrennt, daß es kaum berechtigt erscheint, sich eifersüchtig zu zeigen. Er versucht einen scherzhaften Ton anzuschlagen, um sich zu beklagen. Aber errät man nicht hinter dem Lächeln ein schmerzverzerrtes Gesicht?

„Du sprichst in einer sehr begeisterten Art von Morice, der seine verliebte Frau von weitem kommen sieht. Desgleichen ist Dein Brief viel herzlicher als gewöhnlich, als ob Du etwas hättest, das der Verzeihung bedürfe. Ich hoffe, daß Du nur in Gedanken gesündigt hast. Ich könnte eifersüchtig werden, aber ich habe kein Recht so zu sprechen, da ich seit langem fern bin. Ich verstehe, daß eine Frau, die ihre Jugendjahre fern von ihrem Ehemann verbringt, Augenblicke des Verlangens hat, sowohl des Fleisches wie des Herzens.“

In einem anderen Briefe schreibt er noch über Charles Morice:

„Ich bin beinahe am Ende meiner Kräfte und in jedem Fall am Ende meiner Hilfsmittel, was ich Morice zu verdanken habe, der hinreichend versichert, daß er mich liebt, aber es nicht beweist. Seit meiner Abreise hat er mir auf meine Briefe keine Antwort gegeben. Er hatte Geld für mich und meine Berechnungen sind dank seines Fehlers vollständig irrig. Daher habe ich augenblicklich fünfzig Franken in der Tasche, und ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll. Ich rechne nicht auf Morice, und wir werden bei meiner Rückkehr, glaube ich, abzurechnen haben. Ich liebe es nicht, daß man mir hinterlistigerweise den Weg versperrt. Ich hätte mich zum Residenten auf den Marquesasinseln oder in Raiatéa ernennen lassen können, aber Herr Morice hat meinen Brief verloren oder vergessen, um was ich ihn bat.“

Und weiter heißt es:

„Joyant hat mir den Auszug meiner Rechnung bei Goupil gesandt. Er hat 850 Frcs. Morice übergeben, damit er sie mir schicke, und zwar schon im Monat Mai 91, das macht 1350 Frcs. aus, die Morice mir stiehlt; denn ich habe weder Geld noch Brief erhalten . . .

... Ich habe fünf Zeilen von Morice erhalten, der über mein Schweigen den Erstaunten spielt, indem er vorgibt, mir häufig geschrieben und mir mein Geld geschickt zu haben. Lüge! Ich habe alle Monate Briefe erhalten. Ich antworte ihm und schicke den Brief an Jean Dolent, der ihn ihm geben wird und sich gleichzeitig klar mit ihm auseinandersetzen soll.

... Vielleicht wird Morice daran denken, mir das Geld zu senden, das er für mich hat, das würde mir Lebensmittel verschaffen, um einige Monate zu essen.“

Ach, das Leben ist hart für den Künstler:

„Ich bin dabei, meine Gesundheit durch die geringe Nahrung, die ich zu mir nehme, zugrunde zu richten. Doch es ist mir lieber, als den Kampf, den ich begonnen habe, aufzugeben.

... Neun Jahre sind es bereits, die ich ohne meine Familie lebe, ohne Heim und oftmals ohne Nahrung. Seit zwei Monaten habe ich jegliche Art von Speise unterdrücken müssen. Jeden Tag nur diese eine fade Frucht, die dem Brot gleicht, und dazu ein Glas Wasser. Sogar mit einem Tee konnte ich mir nicht aufwarten wegen des teuren Zuckers. Ich ertrage tapfer diese Lage, aber sie verdirbt meine Gesundheit, und meine Augen, die ich so nötig brauche, werden bedenklich schwach.“

Legt man sich wohl Rechenschaft über Gauguins Lebensweise ab? Er lebt in einer bescheidenen Eingeborenen-Hütte, aus geflochtenem Bambus, die am Meeresufer wie ein gebrechlicher Vogelkäfig steht. Fast immer allein. Manchmal dringen lachende „Vahina“ in seine Wohnung ein. Aber nach diesen sinnlichen Begegnungen, an denen das Gefühl so sehr wenig Anteil hatte, fühlt sich Gauguin noch viel einsamer als vorher. Er irrt an der düsteren Sandküste umher, wo die Wogen sich mit tiefem Gemurmel an dem Riff brechen; er sieht die Sonne in einem Aufflammen wie Feuerwerk hinter Moorea untergehen und den Abend herniedersteigen mit dem Schwarm seiner traurigen Gedanken, die das Herz schwer machen.

Seine Börse wurde immer leichter; er kam nach Papeete mit der trügerischen Hoffnung, jemand zu begegnen, der ihn aus seiner Lage befreien würde. Er befand sich damals Kolonisten gegenüber, die mit Unwissenheit gespickt waren und die den schlecht gekleideten und schlecht ernährten Künstler verachteten; vollgefressene Beamte waren es mit vor Fett strotzenden, leuchtenden Gesichtern, die ihm einen zwanzigmal aufgewärmten Witz bei einem Glase Whisky im Klub Bougainville entgeschleuderten... Der fin-

stere und verbitterte Künstler trank, um sich über seinen Hunger hinwegzutäuschen; der Alkohol löste ihm die Zunge und mit glühendem Kopfe, mit gründlich verdorbenem Magen setzte er seinen verdutzten Gefährten kühne und neue künstlerische Einfälle auseinander, so daß sie, sobald er ihnen den Rücken gekehrt hatte, von ihm sagten: „Dieser Gauguin ist trotzdem ‚màamàa‘ (verrückt).“

Dann kehrte die frühere Traurigkeit in sein Gemüt zurück, und mit einem Ton, als ob er sich von ihr freimachen wollte, ließ er einen Louisdor, den man ihm ungern gab.

Die Papierlaternen schwangen in den kleinen Krämerläden hin und her; die Chinesen, die auf ihren Ladentischen mit übereinandergeschlagenen Beinen saßen, sandten mit ihren Bambusfächern frische Luft in die weiten Ärmel ihrer seidnen Gewänder; Vahina mit gelösten Haaren, den gestickten Schal über die Schultern, spazierte umher und wiegte sich in den Hüften . . . Am Ende der Landstraße von Punavia, die sich zwischen dem Gebirge und dem kühlen Meere dahinzieht, betrat Gauguin mit leerem Magen seine Hütte, und während er wieder und wieder bittren Erinnerungen nachhing, legte er sich in seinem

Kopfe das nächste Gemälde zurecht, das er vornehmen würde.

Denn trotz der Widerwärtigkeiten jeglicher Art, enttäuschte ihn die Kunst niemals. Durch den Zauber der Vergangenheit verklärt, durchlebte er wieder die ersten Jahre seiner Ehe; er sah seine Frau wieder zärtlich und unterwürfig. Ach, wie harmonisch war damals sein Hausstand, und wie sehr wäre er es noch heute, wenn er niemals zu malen begonnen hätte! Die Malerei hatte sein häusliches Glück zugrunde gerichtet . . .

Die Malerei! Die Malerei, die ihn vor Hunger sterben ließ, die ihm weiter nichts als Enttäuschungen gebracht hatte, die ihn jetzt zwang zu betteln, wäre es da nicht entschuldbar gewesen, sie in den Augenblicken der Mutlosigkeit zu verleugnen? Wunderbare Macht des Genies! Nicht ein einziges Mal, nicht einen Augenblick zweifelte Gauguin an seiner künstlerischen Berufung. Niemals kam ihm der Gedanke, die Wahl des Weges, den er eingeschlagen hatte, zu bereuen. Ein edler Stolz belebte ihn, ein so gerechtfertigter Stolz, daß niemand daran dachte, über ihn zu lachen. Er schrieb seiner Frau:

„Ich bin ein Künstler, und Du hast recht. Du bist nicht von Sinnen. Ich bin ein großer Künstler,

ich weiß es. Und weil ich es weiß, habe ich soviel Leiden erduldet, um meinen Weg zu verfolgen, sonst würde ich mich für einen Schuft halten — was ich übrigens in den Augen vieler Leute bin. Schließlich, was tut's! Was mich am meisten grämt, ist weniger das Elend als die ewigen Hindernisse, die meiner Kunst entgegenstehen, die ich nicht so ausüben kann, wie ich es empfinde und wie ich es tun könnte ohne das Elend, das mir die Arme bindet. — Du sagst mir, daß es unrecht von mir ist, zu weit vom künstlerischen Zentrum entfernt zu leben. Nein! Ich habe recht. Ich weiß seit langem, was ich tue, und warum ich es tue. Mein künstlerisches Zentrum liegt in meinem Kopfe und sonst nirgends. Und ich bin stark, weil ich niemals durch die anderen vom Wege abgelenkt werde, und weil ich schaffe, was in mir ist. Beethoven war taub, blind, er war von allem abgeschnitten. Deshalb lassen auch seine Werke den Künstler spüren, der auf seinem eigenen Planeten lebte. Sieh doch Pissaro! Weil er stets voran sein wollte, immer auf dem Laufenden, so hat er jede Persönlichkeit verloren, und seinem Gesamtwerk fehlt die Einheit. Er folgt immer dem Zuge der Zeit von Courbet und Millet bis zu jenen kleinen jungen Chemikern, die kleine Tüpfelchen aufeinanderhäufen. Nein,

ich habe ein Ziel, und ich verfolge es immer. Ich allein bin logisch, daher finde ich auch recht wenige, die mir lange folgen. Armer Schuffenecker, der mir vorwirft, ganz in meinen Banden zu sein! Doch wenn ich nicht so handelte, hätte ich dann auch nur ein solches Jahr des Kampfes bis zum Äußersten ertragen, wie ich es getan habe? Meine Handlungen, meine Malereien haben stets für den Augenblick selbst Widerspruch erregt, bis man mir schließlich recht gibt. Und es heißt immer wieder von neuem anfangen! Ich glaube meine Pflicht zu tun, und dadurch gestärkt, nehme ich keinen Rat, keinen Vorwurf an. Die Bedingungen, unter denen ich arbeite, sind ungünstig, und man muß ein Koloß sein, um zu schaffen, was ich unter diesen Bedingungen geschaffen habe. Ich halte mich bei diesem Thema auf, und ich habe nur deshalb so lange darüber gesprochen, weil ich weiß, daß Du Dich doch im Grunde für diese Fragen interessierst. Du hast sie zu hassen begonnen, weil sie Dir Mühe und Arbeit gebracht haben und weil die Welt Dir die bittre Pille der anderen Berufe vergoldet hat. Gibt es günstigere, so gibt es auch im Handel recht viele, die man mit Kummer betrachtet . . . während der Kunst schließlich schöne Tage warten. Es ist wahrlich wenig, aber gestehe, daß Du Dich inner-

lich geschmeichelt fühlst, die Frau von quelqu'un zu sein?

Ich habe viele Verdrießlichkeiten, und wenn es nicht für meine Kunst notwendig wäre — wie ich überzeugt bin —, so würde ich sofort abreisen.

Ich bin gezwungen, an der Nahrung zu sparen, mein Magen ist schrecklich mitgenommen, und ich werde täglich magerer. Aber ich muß weiterkämpfen, immer, immer. Und die Schuld fällt auf die Gesellschaft zurück. Du hast kein Vertrauen in die Zukunft, aber ich habe dieses Vertrauen. Weil ich Vertrauen haben will. Sonst hätte ich schon längst Schluß gemacht. Hoffen heißt fast leben. Ich muß leben, um meine Aufgabe bis zum Ende zu erfüllen, und ich kann es nur, indem ich meine Illusionen steigere, indem ich mir traumhafte Hoffnungen schaffe. Wenn ich hier täglich bei einem Glase Wasser mein trockenes Brot esse, so komme ich dahin, zu glauben, daß es ein Beefsteak sei.“

Eine Tatsache, auf die Gauguin besteht: er bleibt nur in Tahiti, weil diese Verbannung seiner Arbeit günstig ist. Gauguins künstlerisches Gewissen war ängstlich:

„Verüble mir meinen Plan nicht, noch ein Jahr zu bleiben. Ich bin mitten in der Arbeit. Jetzt

kenne ich den Boden, seinen Duft und die Tahitaner, die ich auf eine sehr rätselhafte Weise darstelle, sind nichtsdestoweniger Maoris und keine Orientalen von Batignolles. Ein Jahr brauchte ich fast, um sie zu verstehen, und jetzt, wo ich soweit bin, sollte ich fortgehen! Das ist um aus der Haut zu fahren!...

... Mit meinen letzten Arbeiten bin ich ziemlich zufrieden, und ich fühle, daß ich anfangs, den ozeanischen Charakter vollständig in mich aufzunehmen. Ich könnte versichern, daß das, was ich mache, noch von niemand gemacht wurde, und daß man dies in Frankreich nicht kennt.“

Trotz seiner schrecklichen Geldsorgen gelingt es ihm dennoch, zahlreiche Gemälde fertig zu stellen, wie er es seiner Frau ankündigt, die seine Hauptvertraute bleibt. Ihr schickt er die Übersetzung der tahitanischen Namen seiner Bilder, ihr gibt er die Erklärung seines „tollsten“ Bildes, es handelt sich um das Gemälde, betitelt: *Manao tupapau* — der Geist der Toten wacht:

„Ich habe ein nacktes junges Mädchen gemalt. Eine Lappalie in dieser Stellung, und sie wird unanständig. Und dennoch will ich sie so; die Linien und die Bewegungen interessieren mich. Dann gebe ich ihr ein wenig Schrecken ins Ge-

sicht. (Den Schrecken muß man vortäuschen, wenn nicht erklären, eben durch den Charakter der Person, einer Maorie.) Dieses Volk hat eine sehr große Furcht vor dem Geist der Toten. Ein junges Mädchen bei uns würde Angst haben, in dieser Stellung überrascht zu werden — die Frau hier keineswegs. Ich muß diesen Schrecken mit möglichst geringen literarischen Mitteln erklären, wie man es früher tat. Dann mache ich Folgendes: allgemeine düstere, traurige, erschreckende Harmonie, die für das Auge wie Totengeläute klingt, Düsterviolett, Dusterblau und Chrom 1. Die Wäsche mache ich Chrom 2, weil die Wäsche dieser Wilden eine andere ist wie die unsrige, weil sie das künstlerische Licht hervorbringt, „suggeriert“. Die kanakische Frau schläft niemals im Dunkeln, und dennoch will ich keinen Lampeneffekt, das ist alltäglich. Das Gelb verbunden mit dem Gelborange und dem Braun vervollständigt den musikalischen Akkord. Im Hintergrund einige Blumen, aber es dürfen keine wirklichen sein, sondern phantastische. Ich mache sie wie Phosphorfunken. Für die Wilden sind die Phosphoreszenzen in der Nacht die Totengeister. Endlich zum Schluß: da gestalte ich das Gespenst sehr einfach, als kleine, gute Frau, weil das junge Mädchen, das das Theater der

französischen Geister nicht kennt, nicht anders kann, als mit den Totengeistern den Toten selbst verbunden zu sehen. Das ist ein kurzer Text, der Dich dafür gut unterrichten wird, wenn Dich die Kritiker mit ihren boshaften Fragen bombardieren werden.“

Nicht umsonst taufte die alten Schiffahrer Tahiti Neu-Kythera. Die Liebe ist der natürliche Beruf der Tahitanerinnen, dieser schönen Wesen mit dem majestätischen Wuchs, den saftgeschwellten Brüsten, wie Früchte in der Sonne, die sich dem ohne Scham darbieten, der sie begehrt. Alles ist auf diesem glühenden Boden übersteigert: das Rieseln des Lichts auf dem verdunstenden kleinen Salzwassersee, die berausenden Düfte der überhitzten Erde, sogar bis zu jenem etwas krankhaften Duft, der den sterbenden Kulturen entströmt. Bei diesem Volke mit den alten Überlieferungen der Gastfreundschaft wurden damals die wollüstigsten Frauen dem vorüberziehenden Fremden dargeboten.

Gauguin machte sich ohne Schamgefühl diese glücklichen Sitten zunutze; aber was liegt an diesen flüchtigen „Eintagslieben“? Das Herz ist an diesen galanten Scharmützeln nicht beteiligt, und die sorglosen „vahina“, die auf seiner gast-

lichen Matte aufeinanderfolgten, löschten weder in seinem Geist noch in seinem Herzen jene große Liebe aus, die nicht sterben wollte. Er vertraut seiner Frau an:

„Ich habe Eure Photos schön auf einem überzogenen Brett in meiner Hütte angeordnet, was viele Fragen von seiten der Wilden zur Folge hat, die kommen, um meine Malerei anzusehen und zu bewundern.“

Denn der Künstler rechnet nicht damit, seine Tage fern von den Seinen zu beschließen, so wie man bis jetzt hat glauben können. Er ist nach Tahiti gekommen, um ruhig zu arbeiten. Aber trotz der Schwierigkeiten des Lebensunterhaltes hegt er die Hoffnung auf eine endgültige Vereinigung; er rechnet damit, sein Wanderdasein in dem friedlichen Hafen des ehelichen Heimes zu beschließen. In einem seiner Briefe nährt er den Plan, zum Schulinspektor für Zeichnen ernannt zu werden, einen Posten, den er dank der Unterstützung von Puvis de Chavannes zu erlangen glaubt. Und er fügt hinzu:

„Es wäre für uns, liebe Mette, die Bürgschaft für unsere alten Tage, um mit unseren Kindern vereint und glücklich zu sein. Damit würden alle Ungewißheiten zu Ende sein.“

Auch hoffte er übrigens, wenn er sich zu einer Rückkehr entschließen würde, daß sie endgültig wäre:

„Ich habe das Bedürfnis, Euch alle wiederzusehen und mich ein wenig auszuruhen. Aber man muß vernünftig sein. Eine Reise wie diese muß wohl überlegt sein, sie ist keine Kleinigkeit wie ein Spaziergang. Sie muß ganz ausgefüllt sein; denn sie wird das Ende meiner Wanderungen bedeuten. Noch ein wenig Geduld, es ist um Euer aller Wohl.“

Die Verdrießlichkeiten des unglücklichen Künstlers sind wohl bekannt. Die Briefe, die er seinem Freunde Daniel de Monfreid schrieb, bilden nur eine lange Klage. Krank, ohne Geld, ist er gezwungen — und was ihn tief demütigt — seine Heimkehr als Armer nachzusuchen.

Am 30. August 1893 schiffte er sich vollständig mittellos nach Marseille ein:

„Ich habe gerade genug in meiner Tasche, um eine Depesche abzuschicken und einen Wagen zu nehmen, der mein Gepäck in ein Hotel befördern wird, wo ich auf Geldmittel warten werde.“

De Rotonchamp hat uns in seiner interessanten Arbeit Einzelheiten über Gauguins Aufenthalt in

Frankreich nach seiner Rückkehr von Tahiti gegeben. Eine von göttlicher Vorsehung gewissermaßen gewollte Erbschaft zog ihn aus der Verlegenheit. Sein Onkel Isidor Gauguin, der in Orléans wohnte, hinterließ ihm annähernd 9000 Frcs., die ihm gestatteten, die Läpperschulden zu bezahlen und sich beinahe prunkvoll in einem Atelier in der rue Vercingétorix einzurichten. Der Künstler, der so lange Zeit hindurch von Geldsorgen gequält wurde, befand sich nun plötzlich im Besitz von einigen Tausendfranknoten, und er lief sich nun, wenn man so sagen darf, die Hörner ab. Mit einem exzentrischen Kostüm angetan, bot er Freunden, Malern, Dichtern, Bildhauern, die ihn besuchten, hervorragende Gastereien, und seine Mätresse, eine Negerin von den Boulevards extérieurs, die er an einem Abend voller Orgien getroffen hatte, thronte neben ihm.

Ganz überflüssige Ausschweifung! Die Menschen, die vorgeben, ihren Nächsten nach seinen gewöhnlichen Gebärden und nach seinem äußeren Leben beurteilen zu können, täuschen sich. Die tiefe Persönlichkeit Gauguins ist den Blicken Vorübergehender ebenso verborgen, wie es das Gesicht einer hübschen Frau unter Schminken und Puder sein kann, die auf der Bühne die Rolle einer alten, lächerlichen Anstandsdame spielt.

Wer weiß, ob die lärmenden Feste in der rue Vercingétorix nicht veranstaltet wurden, um die Sorgen und Enttäuschungen des Hausherrn zu erstickten? Denn die Enttäuschung mußte tatsächlich sehr bitter gewesen sein, die Gauguin erfuhr, als er seinen Fuß auf französischen Boden setzte.

Die räumliche und zeitliche Entfernung hatte die Zärtlichkeit des Künstlers für seine Frau nur noch vertieft; denn für leidenschaftliche Herzen ist die Abwesenheit der große Wind, der das Feuer der Liebe belebt. Mit welcher Bewegung hatte Gauguin in der Einsamkeit auf Tahiti die Stunden heraufbeschworen, wo er eine vor Freude hingerissene Mette an seine Brust drücken würde! Man hat sich darüber Rechenschaft geben können, daß, ohne ein idyllischer und blökender Sentimentalist zu sein, dem Künstler der schamlose Zyniker fernlag, den er manchmal vorzustellen liebte. Wie alle wirklich empfindlichen Seelen, hatte er seinen innersten Zärtlichkeiten gegenüber ein gewisses Schamgefühl, und hinter einer schmerzhaften Schroffheit verbarg er die leidenschaftlichen Anwandlungen seines Wesens. Er kannte das wenig mitteilsame Temperament seiner Frau. Er hoffte also nicht, daß er sie bei seiner Ausschiffung auf sich zueilen sehen würde. Trotzdem rechnete er als Antwort auf sein Tele-

gramm, das sein letztes Geld gekostet hatte, mit einem netten, liebevollen Briefe . . . Statt dessen Schweigen . . . Kaum war er vom Dampfer gestiegen, als er schrieb:

„Du wirst einen Mann zu umarmen haben, der kein zu sehr geschundener Kater ist und keineswegs erschöpft.“

Diese Bezeugungen der Zärtlichkeiten scheinen Frau Gauguin nicht gerührt zu haben; denn der enttäuschte Maler beklagt sich:

„Nun sind schon mehrere Posttage vergeblich vergangen. Dein Schweigen ist weit davon entfernt, herzlich zu sein! Emile (der älteste Sohn) ist also wohl recht beschäftigt, daß er seinem Vater nicht einige Zeilen schreiben kann? In seinem Alter schrieb ich meiner Mutter, wenn ich abwesend war, und ich wußte herzliche Worte für sie zu finden. Aber so ist es! Ich bin anders erzogen worden, mit weniger Rechnen und mit etwas mehr Herz. Ich bin stets hier, um zu arbeiten und zu kämpfen; denn ich habe keine Mittel mehr. Von Morice immer noch keine Nachrichten. Ich wage nicht, Dir zu schreiben, was ich zu Deinem Schweigen sagen und wie ich darüber denken soll.“

Oder noch weiter:

„Ich begreife entschieden immer weniger. Du hast meine Adresse in Paris, da Du mir ein Telegramm in meine neue Wohnung geschickt hast, und Du hast noch keine Möglichkeit gefunden, mir ein Wort zu schreiben. Indessen fragt mich jeder, den ich in Paris sehe, wie es Dir geht, und ich weiß nicht, was ich antworten soll. Sage doch frei heraus, was los ist? Warum bist weder Du noch Emile nach Paris gekommen, um mich zu begrüßen? Ihr würdet nicht daran gestorben sein . . .“

Gauguin vermochte schwer die Ungeduld zu verbergen, die er hatte, um seine Frau wiederzusehen. Als er die für ihn erfreuliche Nachricht von der Erbschaft seines Onkels erhielt, lud er sogleich seine Frau ein, zu ihm nach Paris zu Besuch zu kommen:

„Da Du ein wenig freie Zeit hast, warum würdest Du nicht mit Paulchen nach Paris kommen? Das würde Dich ein wenig ausruhen, und ich würde so glücklich sein, Dich zu umarmen. Außerdem könnten wir plaudern, und wir haben es nötig.“

Durch seinen Aufenthalt in Paris war Gauguin schnell entmutigt worden. Das Geld floß zwischen

seinen Fingern hindurch wie das Wasser zwischen den Maschen eines Netzes. Die literarischen und künstlerischen Klatschgesellschaften, in die er geraten war, erschienen ihm eitel und unfruchtbar.

Getäuschte Hoffnungen, in der Liebe, oder wenigstens in der Eigenliebe brachten es fertig, ihm Europa zu verleiden. Hatte ihn seine Negerin nicht in einer mehr als ungezwungenen Art in dem Augenblick verlassen, wo er ihretwegen mit einem gebrochenen Knöchel auf das Bett hingestreckt war infolge eines Tritts mit einem Holzschuh?

Dieses Mal war er entschlossen, endgültig nach Ozeanien zurückzukehren. Er dachte, daß da unten, auf der mitten im Stillen Ozean verlorenen Insel, unter den gastfreien und sanften Maoris, in dieser freundlichen und reichen Natur, er endlich in Gesellschaft seiner Kinder und seiner Frau seine Tage beschließen könnte, die das Glück ihm bis dahin so hartnäckig vorenthalten hatte.

Die Zusammenkunft war entsetzlich schmerzlich. Hüten wir uns, ein Urteil über diese beiden Wesen zu fällen, um eines von ihnen zu tadeln und das andere zu loben. Wer ist auf dieser Erde mächtig genug, um auf Herz und Nieren zu prüfen? Alle beide waren ehrlich, alle beide handelten nach den Befehlen ihres Gewissens. Ihre Cha-

raktere waren so sehr verschieden! Wie hätte ein Ausgleich sie in Einklang bringen können? Er, der Ehemann, durch den Kampf und die Enttäuschungen verbittert, doch stets eifrig, immer auf sein Genie vertrauend, versucht in den Augen seiner Frau die Fata Morgana des glücklichen Lebens erstrahlen zu lassen, das ihrer an den braunen Gestaden Tahitis wartet. Doch sie, die prosaische und klare Dänin, die sich nicht mit Worten zufrieden gibt, faßt mit unbarmherzigem Blick die Zukunft an der Seite des Künstlers genau ins Auge. Sie will nicht dieses entwürdigende Elend, in dem die Europäer Gefahr laufen, zu versinken, unter den vertraulichen Eingeborenen, unter einem erschlaffenden Klima. Und sie setzt ihrem Mann unversöhnlich eine unerschütterliche Weigerung entgegen. Sie allein könnte sich vielleicht für dieses Abenteuer einschiffen, zu dem sie kein Vertrauen hat; mit fünf Kindern wäre es ein Verbrechen. Das ist alles; weder Tränen noch Weinen, noch Klagen. Doch Gauguin verläßt seine Familie mit einem Herzen von Traurigkeit erfüllt — aber auch von Groll.

Die ewige Geldfrage soll die Beziehungen der beiden Ehegatten noch verschlimmern. Gauguin war wie ein Faß ohne Boden. Sobald er ein wenig Geld hatte, gab er es aus, ohne zu rechnen, mit der

kindlichen Hoffnung, daß er niemals das Ende der geringsten Summe sehen würde. Zweifellos glaubte er, wenn auch mit Unrecht, daß seine Frau, von ihren Eltern unterstützt, sich im Wohlstand befände, weil sie Möbel und wertvolle Bilder zu ihrer Verfügung hatte. Auch schickte er nicht einen Pfennig von den 9000 Frcs. nach Kopenhagen, die er von seinem Onkel geerbt hatte. An diesem Verhalten nahm Frau Gauguin Anstoß, die für ihre Kinder die Hälfte der Erbschaft beanspruchte. Der Künstler war darüber tief gekränkt:

„Da ich 45 Jahre alt bin und ich viele Gründe dafür habe, zu wissen, was recht oder unrecht ist, so finde ich Deine Ratschläge ein wenig übertrieben. Da Du mir kürzlich gesagt hast, daß ich vollständig allein in Ordnung kommen müsse (ich weiß es nur zu gut), so werde ich mir erlauben, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß mir in Zukunft das nicht widerfährt, was mir bei meiner Ankunft in Marseille widerfahren ist.“

Nachdem er abgerechnet und seine Frau gebeten hat, ihn genau über die Verkäufe der Bilder auf dem Laufenden zu halten, schließt er:

„Laß uns immer gute Freunde bleiben; das ist leichter, wenn man frei heraus handelt.“

... Wie kannst Du vermuten, daß ich Geld habe und es Dir nicht schicke? ... Einfürallemal hast Du nicht nötig, mich an das Gesetz zu erinnern, um zu tun, was ich zu tun habe. Sobald es möglich ist, werde ich Dir helfen.“

Und im Begriff, abzureisen, wiederholt er seine Beschwerden:

„Jetzt wollen wir ein wenig plaudern. Ich muß gestehen, daß seit meiner Rückkehr nach Paris jeder Mensch an meiner Stelle traurige Überlegungen über das Leben, über die Familie und über das Übrige gemacht haben würde.

1. Brief von Dir: Du mußt allein mit Dir ins Reine kommen.

2. Brief von den Kindern: nichts.

3. Man zerschlägt mir das Bein, was meine Gesundheit zerstört; von meiner Frau kein Wort.

4. Der Winter ist schrecklich lang gewesen, und ich bin allein gewesen, um mir umsonst den Hals auszukurieren. Ich kann nur in der Sonne leben. ... Mit 47 Jahren will ich nicht mehr im Elend versinken; und dennoch bin ich ganz nahe daran. Bin ich am Boden, so wird niemand mich wieder aufheben ...“

In dieser Geistesverfassung — wir sind im Jahre 1895 — besteigt Gauguin das Schiff nach

Papeete. Dieses Mal ist die Abreise endgültig. Alle Bande, die ihn in Frankreich hielten, sind abgebrochen. Der Künstler geht, um nie wieder zurückzukehren. Es gibt Säuren, die die härtesten Metalle zerfressen. Ebenso löst Tahiti die gediegenten Willensakte auf. Man kann sich nicht den Einfluß der tahitanischen Atmosphäre auf die Europäer vorstellen.

Gauguin schrieb an Daniel de Monfreid:

„In Tahiti haben die Menschen ein Wort erfunden: *O na tū*, das ist unser: ‚Ich pfeif’ drauf‘, das hier von vollkommener Natürlichkeit und Ruhe ist.“

Es stimmt schon, daß die „Wurschtigkeit“ hauptsächlich in dem alten Königreich der Pomare herrscht. Nichts zählt, alles kommt zurecht, *aita peapea*, erwidern phlegmatisch die Eingeborenen den fieberhaften Europäern. Das ist nicht von Wichtigkeit, nichts ist von Wichtigkeit, ist eine so leicht annehmbare Regel, die sich so gut der Trägheit der Stunde anpaßt, daß die Weißen selten sind, die widerstehen, sich diese verführerische Trägheit zu eigen zu machen. Wie viele tätige und junge Menschen haben sich glühend vor Eifer und Verlangen unter dem flammenden Pur-

purrot der Kais von Papeete ausgeschifft und sind nach Verlauf einiger Jahre zu jenen Menschen geworden, die in den südlichen Meeren so allgemein sind: Feinde jeglicher Initiative, unfähig für die geringste Anstrengung, gerade recht, um von einem Tag zum anderen zu leben!

Gauguin hatte zu viel Spannkraft, um so wie jene anderen zu werden. Die Flamme seines Genies brannte in ihm zu hoch und zu glühend, als daß er sich damit begnügt hätte, jenen alten Kolonisten gleich zu werden, die im Klub saßen oder auf ihrer Veranda vor einem Glas Punsch oder einem Eisabsynth.

Doch welche Bedeutung haben also in Papeete Worte wie: Ehre, Familie, Tugend, Scham? Es würde zu weit führen, um sich gegen die Immoralität von Papeete zu äußern: höchstens daß man von der Amoralität seiner Bewohner sprechen könnte. Ich kenne kein Land, wo die Ehescheidung eine so landläufige Angelegenheit ist. Man verheiratet sich, man trennt sich, und unter neun von zehnmal geht man am Tage nach der Scheidung wieder zusammen. Ohne Gewissensbisse verläßt der Mann seine Frau — sie wird stets einen Tröster finden. Die jungen Mädchen setzen ohne Skrupel uneheliche Kinder in die Welt — sie werden immer einen Vater finden, der sie an-

erkennt. Ach, wie unwichtig wird dies alles, sobald man den Taunoapaß überschritten hat!

Zur Zeit seines ersten Aufenthaltes hatte sich der Einfluß von Tahiti auf den Künstler wenig fühlbar gemacht; zu viele Bande verknüpften ihn noch mit Europa. Jetzt war sein Herz verbittert. Die Weigerung seiner Frau setzte er für sich zu hoch an, und er ließ es sich wütend angelegen sein, die letzten zärtlichen Fäden zu zerstören, die noch schmerzhaft in ihm schwangen.

Einen Beweis dieser großsprecherischen Laune, die ihm durch seine häufigen Besuche im Klub eingegeben wurde, schickt er an Daniel de Monfreid:

„Sehen Sie, wie ich es mit dem Haushalt gemacht habe: ich bin ohne weiteres verduftet. Laßt meine Familie sich allein den Schädel einrennen, denn: wenn nur ich ihr helfen kann!!! Ich will mein Leben in meiner Hütte ganz still beschließen — ach ja, ich bin ein großer Verbrecher. Sei's drum!“

Dieses Glaubensbekenntnis klingt so falsch, daß es mir in seinem groben Zynismus erschütternder erscheint, als ein aufrichtiges Geständnis.

Der unglückliche Maler fühlt sich entsetzlich allein. So gut wie möglich versucht er, halb aus

Zärtlichkeitsbedürfnis, halb aus Trotz, sich in Ozeanien eine neue Familie zu schaffen. Die Frau, die sein Lager teilt, eine Dirne aus Papeete, ist mit einem Sohn niedergekommen, von dem er annehmen will, daß er seines Blutes ist. Und so geschieht es, daß der glückliche Vater vom Leiter der Justizverwaltung ein gesetzliches Mittel verlangt, das ihm gestattet, seine legitimen Kinder zugunsten dieses fraglichen Sohnes zu enterben.

Jeden Augenblick bricht seine Bitterkeit hervor. Er schreibt an Monfreid:

„Sie sind also jetzt von Ihrer Frau befreit! Meinen Glückwunsch!“

Oder gar:

„Wieviel Ärger man sich immer mit der Heirat macht, dieser blödsinnigen Einrichtung!“

Man müßte ein schlechter Psychologe sein, um nicht aus der Gewöhnlichkeit dieser Gemeinplätze eines Handlungsreisenden die unheilbare Wunde einer enttäuschten herzlichen Liebe zu erraten. Seine Beziehungen zu seiner Frau werden immer seltener. Was könnten sie sich schreiben? Sie glaubt nicht an ihn, sie hat kein Vertrauen zu seiner Kunst:

„Diese garstige Malerei! Du hast sie oft genug mit Füßen getreten! Nicht als Talent, aber als Broterwerb . . .“

Der Ton ihrer Briefe wird so scharf, daß er ihr schreibt:

„Wenn Du mir in Zukunft Briefe schreiben mußt, wie die seit meiner Ankunft, so möchte ich Dich bitten, damit aufzuhören. Mein Werk ist nicht zu Ende, und ich muß leben: denke darüber nach und höre mit diesen ewigen Klagen auf, die Dir nichts Gutes bringen und mir viel Übles zufügen. Ich könnte Dir antworten (wenn Du außer für Deine Kinder auch noch ein Herz hättest, um zu verstehen).“

Frau Gauguin läßt sich dies gesagt sein. Sie bricht nur ihr Schweigen, um ihrem Mann den Tod ihrer Tochter Aline anzuzeigen.

Der Schlag ist für Gauguin schrecklich. Aline ist immer sein Verzug gewesen. Dieses schmale, bleiche, blonde und verträumte junge Mädchen nährte eine heimliche Anbetung für diesen verbannten und schmerzreichen Vater, der tapfer das Elend und die Abwesenheit ertrug für ein wunderbares Ideal, das ihre Mutter nicht hatte begreifen können. Die Schroffheit und offene

Art ihrer Mutter verwundeten die empfindsame Seele dieses Mädchens, das zu zart war, um für lange Zeit die gemeine Wirklichkeit dieser Welt zu ertragen. Sie zog sich in den Tempel ihrer Phantasie zurück, in dem sie einen Altar errichtet hatte für den fernen Vater, der ihr mit allen edlen Eigenschaften ausgestattet zu sein schien. Ach, wie hätten die beiden sich verstanden, wie hätte sie ihn im Kampf durch die Inbrunst ihrer Anbetung und ihres Glaubens unterstützt! Der Künstler hatte die kindliche, mitfühlende Liebe dieses sehnsüchtigen Töchterchens erraten. Er fand, um ihr zu schreiben, die rührenden Worte, die zu bewegen wissen:

Am 25. Dezember 1893 schrieb er ihr:

„Geliebte Aline! Nun bist Du ganz erwachsen! 16 Jahre alt! Ich glaubte sogar es seien 17! Bist Du nicht am 26. Dezember 1876 geboren? Du erinnerst Dich nicht daran, natürlich, aber ich, ich sehe Dich ganz klein, sehr ruhig, Du öffnest Deine so klaren Augen. Ich glaube, so bist Du immer geblieben. — Das Fräulein geht auf den Ball! Kannst Du gut tanzen? Ich hoffe, recht graziös. Und die jungen Herren sprechen Dir viel von mir, Deinem Vater; denn es geschieht darum, um Dir indirekt den Hof zu machen. Erinnerst Du Dich, vor drei

Jahren, als Du mir sagtest, daß Du meine Frau werden würdest? Ich lächle manchmal über Deinen naiven Gedanken, wenn ich ihn mir in die Erinnerung zurückrufe. Du fragst mich, ob ich viele Bilder verkauft habe. Leider nein! Sonst hätte ich sehr viel Freude gehabt, Euch einige hübsche, schöne Dinge zu schicken, die unter Eurem Weihnachtsbaum Platz gefunden hätten. Seht, meine armen Kinder, Ihr müßt Eurem Vater nicht böse sein, wenn das Geld im Hause nicht im Überfluß vorhanden ist. Vielleicht wird eine Zeit kommen, da Ihr wissen werdet, was das Beste in dieser Welt ist . . .“

Ach, wie weit war er von der zynischen Gestalt entfernt, die nach Rechtsmitteln verlangt, um seine Kinder zu enterben!

Und er schreibt seiner Frau:

„Ihr Grab ist dort unten mit Blumen. Das ist nur eine Illusion. Ihr Grab ist hier neben mir, — und meine Tränen sind die Blumen, lebendige Blumen.“

Er schrieb seiner Frau, und dieser Brief war der letzte; er war so hart, so grausam — so ungerecht — daß Frau Gauguin niemals darauf ant-

wortete¹. So zerriß das einzige Band, das Gauguin noch an Europa hielt. Der Traum einer endgültigen Rückkehr in sein Heim, den er so lange gehegt, dem er während seines ganzen Lebens so herzlich nachgehängt hatte, stürzte zusammen. Wozu kämpfen?

Das Schicksal hat recht gehabt mit der heldenhaften Zähigkeit des Künstlers: hierauf unterwirft er sich. Er sollte in diesem verweichlichen Leben der Tropen versinken; er sollte sich für die Handlungen des Gendarmen von Atuana mit Leidenschaft einsetzen, er sollte sich über die Pfarrer entrüsten.

Er ist erbittert, krank, undankbar und schlaff. Er wird malen, gewiß, der große Künstler, weil die Malerei der einzige Grund für ihn ist, um zu leben — aber im Herzen, welche entsetzliche Not!

¹ Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden. Frau Gauguin hat ihn vernichtet.

DAS TAGEBUCH FÜR ALINE

Der Beweggrund — oder wenigstens die Gelegenheit — zu diesem endgültigen Bruch Paul Gauquins mit seiner Frau war — wie wir bereits erwähnt haben — der Tod seiner Tochter. Aline war sehr zart; sie hatte diesen perlmutterglänzenden und durchsichtigen Teint, dessen frische Farbe so trügerisch ist. Ihre blauen Augen, von langen, zuckenden Wimpern beschattet, ruhten auf Dingen und Menschen mit einem so reinen Ernst, einer so milden Güte und einer so ergebenen Entsagung, daß sie schon das frühzeitige Ende, das ihrer wartete, vorauszuahnen schien.

Betrachtet dieses liebenswerte Bild, dieses reine und anmutige Oval des Antlitzes, diese Haare, die man als weich und golden unter dem strengen Spitzentuch errät, das auch die schmalen, gebrechlichen, mädchenhaften Schultern einhüllt; diese Mitleid einflößende und etwas schmerzliche Falte um den Mund, und insbesondere diesen geheimnisvollen und tiefen Blick eines Wesens...

„das alles im voraus ahnte und niemals gelächelt hat“.

Erkennt man in diesem reizenden Antlitz nicht den sehnsüchtigen und träumerischen Ausdruck der „Wissenden“, dieser Kinder, die der Todesengel bereits mit seinem Flügel gestreift hat?

Gauguins Liebe zu seiner Tochter ist die stille, ruhevollere Episode, die erfrischende Oase in seinem gegen die sozialen Konventionen aufgewiegelt Dasein. Jeder Mensch, selbst der härteste, hat in seinem Herzen — wenn man so sagen darf — eine kleine blaue Blume . . . Gauguin, der (mit Ausnahme für seinen Sohn Clovis, um den er sich mit Hingabe während der Jahre des Elends in Paris kümmerte) sich kaum um seine anderen Kinder gesorgt zu haben scheint, bewahrte immer das Bild seiner Tochter Aline in seinem Herzen. Äußerlich war sie schön, — was nicht dazu angetan war, seiner Künstlerseele zu mißfallen — und innerlich war sie feinfühler, auf ästhetische Fragen erpicht, wenig mitteilbar; in sich zurückgezogen, schweifte sie in der verzauberten Welt ihrer Phantasie umher, fern von der kalten und engherzigen Wirklichkeit. Während der seltenen und kurzen Augenblicke, wo Gauguin seine Familie wiedersah, hatte er lange Gespräche mit diesem Töchterchen, das von einer frühreifen In-

telligenz und einer beinahe krankhaften Empfindsamkeit war. Er sprach ihr von seiner Kunst, er setzte ihr die Pläne auseinander, über die er in seinem Hirn brütete, er entwickelte vor ihr sein Schönheitsideal. Und das junge Mädchen begriff und billigte es. Von der ganzen Familie glaubte sie allein an die künstlerische Bestimmung ihres Vaters.

Niemals berührte sie der Zweifel. Ihr Vater hatte ihr seine glühende Überzeugung eingehaucht: sie wußte, daß sie die Tochter eines großen Malers war. Diese unbefangene Anbetung, die er in den Augen dieses Töchterchens las, stärkte wieder seinen Mut, und lange Zeit nachher, als er allein und krank, sich durch nagenden Zweifel niedergedrückt fühlte, rief er sich die tröstende Erinnerung an Aline wach . . .

In Tahiti kam ihm der Gedanke, ein ganzes Tagebuch für seine Tochter Aline zu verfassen. Er kaufte ein einfaches Heft; auf dessen Deckel zeichnete und malte er den stilisierten Kopf einer jungen Polynesierin mit Blumen in den Haaren. In großen Lettern war darauf das Datum 1893 geschrieben.

In diesem Heft findet sich von allem ein wenig, und man spürt, daß der Künstler da bunt durcheinander mit seinen Betrachtungen alles

aufgezeichnet hat, was seine Tochter interessieren konnte. Da ist vorn auf der Schutzseite ein schlechter Nachdruck eines Gemäldes von Corot, einer Zeitschrift entnommen. . . . Die erste Seite enthält die Widmung:

„Dieses Tagebuch ist meiner Tochter Aline gewidmet.

Zerstreute Bemerkungen, ohne Folge, wie die Träume, wie das Leben, das ganz und gar aus Bruchstücken zusammengesetzt ist.“

Unmittelbar darunter hat Gauguin einen Bericht von Jean Dolent geklebt, der für ihn sehr lobend ist.

Gewiß war Gauguin stolz, aber nicht eitel. Eitelkeit ist armselig. Dennoch ist Gauguin, der einen richtigen Begriff seines Eigenwertes hatte, stolz darauf, seiner Lieblingstochter zu zeigen, daß er nicht der Farbenkleckser ohne Zukunft ist, den seine Familie in ihm zu sehen liebt.

Stolz auf diesen ästhetischen Verteidiger, nimmt Gauguin sich das Recht, seine Betrachtungen niederzuschreiben. Einige sind erschütternd. Der Mann, der für seine Kunst gelitten und schwer an ihr zu tragen gehabt hat, schrieb mit einer wilden Freude seine enttäuschten Ge-

danken über die moderne Kunst und über seine Zeitgenossen nieder.

Aufrichtig sind diese Betrachtungen schon! Während der Künstler sie verfaßt, zaubert er vor sich hin ein sanftes und trauriges Gesicht — seine Tochter. Er gibt also die Tiefe seiner Seele... Aber wer kann denn schwören, vollständig aufrichtig mit sich selbst zu sein? Es besteht immer ein Hintergrund von Komödiantentum... Wer weiß, ob Gauguin, trotz des vertraulichen Charakters dieses Tagebuches, nicht die Möglichkeit einer späteren Veröffentlichung ins Auge faßte? Das mag vielleicht den widerspruchsvollen Ton einiger seiner Betrachtungen erklären.

Gauguin, der dieses Tagebuch seiner Tochter Aline widmet, hätte hinzufügen können: „Für meine Tochter, wenn sie zwanzig Jahre alt sein wird“; denn die Dinge, die den Künstler beschäftigen, sind nicht derart, mit denen man für gewöhnlich die kleinen Mädchen unterhält, denen man noch das Brot in Scheiben schneidet.

Über Frauen schreibt er:

„Die Natur der Frau ist die Liebe, aber diese Liebe ist die des Empfangens, und in der Empfängnis gibt sie sich unwiderbringlich hin. Die Frau erreicht ihre volle Individualität nur im

Augenblick, da sie sich gibt. Die Frau will frei sein, das ist ihr Recht. Und der Mann ist es gewiß nicht, der sie daran hindert.

An dem Tage, da ihre Ehre nicht mehr unterhalb ihres Nabels liegt, wird sie frei sein und vielleicht auch gesünder.“

Die Beziehungen der Geschlechter zueinander scheinen stets Gegenstand seiner ernsthaftesten Betrachtungen gewesen zu sein, denn am Schlusse dieses Tagebuchs finden sich folgende Worte:

„In Europa ist die menschliche Paarung eine Folge der Liebe. In Ozeanien ist die Liebe die Folge des Beischlafes. Wer hat recht?

Mann oder Frau, die sich hingeben, begehen eine kleine Sünde, und es läßt sich noch darüber streiten. In jedem Fall wird die Sünde durch den schönsten Akt der Welt reichlich gesühnt, durch die Schöpfung; in diesem Sinne ist sie ein göttlicher Akt, da sie die Fortsetzung des Werkes des Schöpfers ist. — Verkaufen Mann oder Frau ihren Körper, dann begehen sie also eine wirkliche Sünde. Dieser Akt der Verkäuflichkeit erniedrigt den Menschen und stellt ihn tiefer als das Tier.“

Diese Betrachtungen sind kaum derart, wie sie ein Vater für gewöhnlich an seine Tochter richtet,



Aline Gauguin

und man muß schon wie Gauguin der „Befreite“ sein, um in dieser Weise für sein Kind zur Lebenskenntnis zu schreiben:

„Ist es wirklich Gott, der Sodom bestrafte? Ich meinerseits glaube, daß es eine Frau ist. Sonst würde Lesbos nicht weiterleben.

Ich frage euch, was geht das die Gesetzgeber an?
Wo beginnt das Laster, wo endet es?

Wenn es empörende Laster gibt, so muß auch zugegeben werden, daß die Freiheit des Fleisches vorhanden sein muß. Wenn nicht, dann gibt es eine empörende Sklaverei.“

Gauguin erachtete offenbar, daß ein Vater von seinen Ansichten nichts seinen Kindern verbergen soll. Deswegen legt er sein politisches Glaubensbekenntnis nieder:

„Meine politische Anschauung? Ich bin Republikaner, weil ich annehme, daß die Gesellschaft in Frieden leben muß. Die Mehrheit in Frankreich ist vollkommen republikanisch. Ich bin also Republikaner, und da übrigens so wenige Menschen lieben, was groß und edel ist, so muß eine Regierung demokratisch sein.

Es lebe die Demokratie! Es gibt nur dies!

Vom philosophischen Standpunkt aus glaube

ich, daß die Republik eine Augentäuschung ist (bildlich gebraucht), und mir sind täuschend ähnliche Abbildungen entsetzlich. Ich werde wieder Antirepublikaner (philosophisch gedacht).

Triebartig, aus Instinkt, ohne Überlegung, liebe ich den Adel, die Schönheit, den feinen Geschmack und diesen Wahlspruch von ehemals: ‚noblesse oblige‘. ‚Ich liebe die guten Manieren, die Höflichkeit, selbst die Ludwigs XIV. Aus Instinkt und ohne zu wissen warum, bin ich also *aristo* als Künstler.

Die Kunst ist nur für einen kleinen Kreis. Sie selbst muß edel sein. Die großen Herren allein haben die Kunst beschützt, aus Instinkt, aus Pflicht, vielleicht aus Hochmut. Was tut's. Sie haben große und schöne Dinge machen lassen. Könige und Päpste behandelten einen Künstler wie ihresgleichen. Die Demokraten, Bankiers, Minister und Kunstkritiker geben sich Beschützerallüren und beschützen nicht, indem sie wie Fischkäufer in der Markthalle feilschen. Und ihr wollt, daß ein Künstler republikanisch sei!

Das sind meine gesamten politischen Anschauungen. Ich bin der Ansicht, daß in einer Gesellschaft jeder Mensch das Recht hat, zu leben und gut zu leben im Verhältnis zu seinen Leistungen. Der Künstler kann nicht leben. Also ist die Ge-

sellschaft strafbar und schlecht organisiert. Es gibt Leute, die sagen: Der Künstler schaffe unnütze Dinge. Der Arbeiter, der Fabrikant, kurz, jeder Mensch, der der Nation ein sichtbares Werk bringt, das bezahlt werden kann, bereichert die Nation. Ist er tot, hinterläßt er doch einen Wert, was nicht der Fall beim Geldwechsler und beim Handeltreibenden ist. Beispiel: hundert Franken zirkulieren in verschiedenen Währungen. Der Wechsler bringt sie durch verschiedene Wechselgeschäfte aus mehreren Händen in seine Tasche. Die Nation hat immer hundert Franken. Nicht einen Groschen mehr.

Der Künstler malt wie ein Arbeiter ein Bild im Werte von zehn Franken zum Beispiel. Die Nation wird um zehn Franken bereichert. Und das soll ein unnützes Wesen sein?“

Wie man auch über dieses Büchlein denken mag, man kann nicht umhin, seine Lektüre ergreifend zu finden. Der Künstler berührt alles: Politik, Nationalökonomie, Soziologie, Metaphysik, Ästhetik . . . Daß sie nicht sein Fach sind, ist dabei unwichtig . . . Was uns gerade in diesen für seine Tochter bestimmten Blättern berührt, ist die Mannigfaltigkeit der darin behandelten Fragen. Sie sind ein Dokument seines Seelenzustan-

des . . . Man stelle sich den Künstler einsam in seiner Hütte in Atuana vor. Einige Meter weit von seiner Behausung singt das Meer in der Nacht seine dunkle und traurige Klage. In der Ferne ragt ins Dunkel die düstere Gebirgsmasse, die tupapau — die Geister der Toten streifen in den Lüften umher. Erregt durch den Ernst der Stunde, arbeiten im Hirn des Malers die schwerfälligen Gedanken über das Mysterium unseres Schicksals. Und er hat sie niedergelegt, damit seine liebe Tochter später Kenntnis von den Hoffnungen, Zweifeln, Begeisterungen und Besorgnissen des herumstreifenden Vaters habe, der auf einer unwirtlichen Insel am anderen Ende der Erde an sie dachte. Er schreibt:

„Wenn ich vor mich hin in den Raum schaue, habe ich ein unbestimmtes Bewußtsein des Unendlichen, und dennoch bin ich der Anfangspunkt. Ich würde also begreifen, daß es einen Anfang und kein Ende gäbe.

Damit habe ich noch nicht die Erklärung eines Mysteriums, sondern einfach das geheimnisvolle Empfinden dieses Mysteriums. Es stimmt, daß das Empfinden keine Wahrheit ist. Und dieses ist eng mit Glauben an ein ewiges Leben verbunden, wie es Jesus versprochen hat.

Oder aber, wenn wir nicht der Anfang sind, in dem Augenblick, da wir zur Welt kommen, dann muß man wie die Buddhisten glauben, daß wir immer vorhanden waren.

Wechsel der Hülle. Das ist seltsam.

Laßt uns zum Mittagessen gehen, zur Abwechslung. Man muß sich nicht zu lange bei diesen Betrachtungen aufhalten.“

Am liebsten schreibt er über seine Kunst. Mit recht vielen Einzelheiten erklärt er seiner Tochter die Entstehung seines Bildes: *Manao Tupapau!* Die Idee lag ihm am Herzen, da er bereits in einem Briefe an seine Frau über dieses Bild manche Aufschlüsse gegeben hat und in einem Briefe an Daniel de Monfreid die gleichen Dinge wiederholt hat.

Das Folgende zeigt, was er von seinem künstlerischen Ideal hält:

„Es heißt, daß Gott in seine Hand ein wenig Ton nahm und alles daraus schuf, was ihr kennt. Der Künstler darf seinerseits — will er wirklich ein göttlich schöpferisches Werk gestalten — die Natur nicht kopieren, sondern die Elemente der Natur nehmen und ein neues Element daraus schaffen. In dem ‚wachset und mehret euch‘ liegt etwas davon. Wachset heißt: werdet stark. Meh-

ret euch heißt: ‚steigert die Schöpfung durch eine neue Schöpfung‘. . . . Ein wahrhafter Maler findet immer eine gewisse Scham, einem anderen die Schönheit zu entleihen. Nicht der Gegenstand muß schön sein, sondern sein Werk.“

Ferner bezeugen seine Ideen, daß er lange über das Problem der Farbe nachgedacht hat:

„Ein Kilo Grün ist grüner als ein halbes Kilo. Über diese scheinbare Schwierigkeit heißt es nachdenken, junger Maler! Du wirst vielleicht verstehen, warum auf einem Bild ein Baumstamm blauer sein muß als in Wirklichkeit. An dem Tage, da ein Schafskopf jenen Vergleich gefunden hat: ‚Das ist wie eine Schüssel Spinat!‘, hat sich die Malerei für einige vierzig Jahre entfärbt.“

Er hat eine sehr hohe Meinung von seiner Kunst:

„Es gibt am Firmament ein Buch, in dem das Gesetz über die Harmonie und das Schöne geschrieben worden ist. Swedenborg sagt, daß die Menschen, die in diesem Buche lesen können, die Lieblinge Gottes sind. Er fügt hinzu, daß der Künstler der wahrhaft Erwählte sei, weil er allein die Fähigkeit besitzt, diese Schrift zu schreiben,

und man ihn als einen Boten Gottes betrachten müsse.“

Diese edlen Empfindungen hindern Gauguin jedoch nicht, kurz darauf diese ironische Feststellung zu machen:

„Es gibt nichts, das so sehr der Sudelei gleicht wie ein Meisterwerk und vice versa.“

Seine Antipathien hat er in Ozeanien keineswegs abgeschworen. Der Maler Emile B . . . , den Gauguin in der Bretagne kennengelernt hatte, weiß etwas davon zu sagen . . .

„Ich habe während meines Lebens viele Schafsköpfe kennengelernt, aber keinen wie den kleinen B. Überall wo man geht, ist man sicher, den Fuß auf seinen Kot zu setzen. Er besudelt alle Ecken.“

Und hier ist die beste Antwort, die er denen gibt, die ein Vergnügen daran haben, die Erinnerung an den Künstler zu belasten und ihn als ein egoistisches und vollkommen asoziales Wesen hinzustellen:

„Nie muß man einen Freund schelten, der um einen Dienst bittet; vor allem nicht, wenn ihr ihm diesen Dienst nicht erweist.

Der vertrauensselige Mensch leidet nur, wenn

er getäuscht wird und es entdeckt. Wer Mißtrauen hegt, leidet immer unter seinem Mißtrauen.“

Der Panamaskandal gibt ihm Gedanken ein, die von einem brennenden Gegenwartsinteresse erfüllt sind:

„Wäre diese Affäre nicht, man müßte sie erfinden. Es heißt, die Aktionäre seien zu beklagen. Ja, aber die Leute ohne Vermögen, die nach Arbeit verlangen, ohne sie zu finden, sind sie nicht zu beklagen?“

... Mit einem Wort, es hat eine große Umwälzung in den Geschäften gegeben: Lieferungen, Maklergeschäfte und dort unten ein paar Bohrungen. Aber das alles ist etwas! Als Ersatz die Moral! Für diese Moral sollte man die Börse, die gesamte Börsenspekulation abschaffen!

Und dennoch sind Börse und Spekulation die Hauptstützen unseres Finanzwesens. Ohne sie könnte die moderne Gesellschaft nicht fortschreiten. Sehen Sie, welches Übel darin liegt, wenn ein Schafskopf gestohlenes Geld ausschüttet, um dafür Ehrenzeichen zu erhalten?“

Gauguins Moral ist dehnbar. Er ist der „Abenteurer“, der sich über die jungen Leute lustig macht, die zu „solide“ sind.

Wer weiß, ob seine sanfte Aline diese Betrachtungen des ewig Empörten nicht gebilligt hätte?

„Ein junger Mann, der unfähig ist, eine Narrheit zu begehen, ist schon ein Greis.

Die Obrigkeit, die einen Menschen zum Tode verurteilt, gebraucht das Recht des Stärkeren.

Der Henker ist genau so ein Mörder, weil er tötet, um sein Brot zu verdienen. Der Mörder, der tötet, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, ist mehr wert als der Henker; denn er hat Gefahren zu bestehen, die der Henker nicht hat.“

Gauguin belustigt sich damit, seine Kindheits-erinnerungen den gegenwärtigen Beobachtungen gegenüberzustellen, die er bei den Kolonialbeamten gemacht hat:

„Man rauchte und lachte bei Großmutter.

Beim Gouverneur der französischen Kolonialverwaltung von Ozeanien raucht man nicht, man lacht nicht — man gähnt.

Wenn man bei Mama zu Mittag aß, war der Diener die einzige Person im Frack, und er verstand nicht, was gesprochen wurde.

Beim Gouverneur von Tahiti ist der Diener die einzige Person, die nicht im Frack ist, und keiner hört den Witzen des Gouverneurs zu, nur der Diener, der lächelt.

Wie sich alles ändert!“

Ach, welche Lichter werfen diese zufällig herausgegriffenen Bemerkungen seiner Betrachtungen auf sein Innenleben! Würde der Anarchist, der Aufwiegler in unseren Tagen ein Anhänger des Faschismus sein?

„Die großen Denkmäler sind unter der Herrschaft von Potentaten geschaffen worden. Ich glaube, daß die großen Dinge nur mit Hilfe von Potentaten vor sich gehen.“

An einem einsamen Abend, als er die schlimmsten Erinnerungen seines Pariser Elends zum so undso vielsten Male wieder durchgeht, vergegenwärtigt er sich noch einmal eine der schmerzlichsten Episoden. Er glaubt die mitfühlenden Worte seiner Tochter zu hören, er glaubt ihr bestürztes Gesicht zu sehen, und er schreibt für sie:

„Ich habe das äußerste Elend kennengelernt, d. h. hungern, frieren und alles, was daraus folgt. Es ist nichts oder fast gar nichts, man gewöhnt sich daran, und mit gutem Willen lacht man schließlich darüber. Aber das Schrecklichste an diesem Elend ist die Unfähigkeit zur Arbeit, zur Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. — Vor allem in Paris, wie in den andren großen Städten,

nimmt dir die Jagd nach dem Gelde drei Viertel deiner Zeit und die Hälfte deiner Energie.

Allerdings ist das Leid ein Ansporn für das Genie. Aber es darf wahrlich nicht zu viel sein, wenn es dich nicht töten soll. Durch großen Stolz habe ich endlich große Energie erlangt und ich wollte wollen. Ist der Stolz ein Fehler, und soll man ihn ausbilden? Ich glaube ja. Er ist noch das Beste, um gegen das menschliche Tier, das in uns ist, zu kämpfen.“

Hier haben wir das scharfsichtigste Urteil über den Charakter des Künstlers! Denn Gauguin, der sein Herz offen und freimütig gibt, führt mit seinen Empfindungen nicht hinters Licht. Er dachte wahrscheinlich an sein Verhalten zu seinen Kindern, als er schrieb:

„Ist es keine falsche Rechnung, alles den Kindern zu opfern, und heißt es nicht die Nation des Genies, seiner tätigsten Glieder, berauben?“

Ihr opfert euch für euer Kind, das seinerseits zum Manne geworden, sich wiederum opfern wird. Und so weiter. Es wird nichts weiter als Opfer geben. Und der Unverstand wird lange andauern.“

Diese Dummheit hat Gauguin nicht begangen. Aber vielleicht empfand er darum doch, als er krank in seiner Hütte in Atuana lag, eine Melancholie mit Reue vermischt, im Gedenken an seine Kinder, die er so wenig kannte.

Und es ist wahrscheinlich, daß er, um diesen Schmerz zu verringern, fleißig die Gedanken, die ihn am meisten bewegten, in dieses bescheidene Heft niederlegte, das seine Tochter niemals erhielt . . .

GAUGUIN ALS POLEMIKER

Wer das interessante Buch von Rotonchamp über Paul Gauguin gelesen hat, dem ist das Vorhandensein einer Zeitschrift bekannt, die der Künstler in Ozeanien herausgegeben hat. Einige Auszüge mit Abbildungen finden sich in jenem Werke, aber die vollständige Sammlung ist in Frankreich unbekannt.

Während eines längeren Aufenthaltes in Tahiti haben wir natürlich die Spuren der Tätigkeit des großen Malers ausgeforscht. Obwohl der Name Gauguin in Papeete schon durch Vergessen zugedeckt ist, haben wir doch das Glück gehabt, einem alten Kolonisten¹ zu begegnen, der dem Künstler ein treues Gedenken bewahrt hat. Der treffliche Mann hat sorgfältiger als seine Mitbürger in seinen Archiven alle Nummern der Zeit-

¹ Es handelt sich um Herrn Georges Lagarde, den ehemaligen Einnehmer der direkten Steuern in Tahiti. Wir sind glücklich, ihm an dieser Stelle öffentlich danken zu können für die sehr interessanten Auskünfte, die er uns mit der größten Bereitwilligkeit gegeben hat.

schriften aufbewahrt, die Gauguin vor einigen dreißig Jahren veröffentlicht hatte. Ohne Schwierigkeiten willigte er ein, sie uns anzuvertrauen, und er gab uns auch die nötigen Auskünfte über die damals von dem Verfasser von Noa-Noa verursachten Federkriege.

Es würde langweilig sein, diese Streitartikel in ihrer Vollständigkeit wiederzugeben. Sie würden nichts zum Ruhme Paul Gauguins hinzufügen, und es ist sogar im Interesse der Erinnerung an ihn, eine Auswahl seiner Aufsätze vorzunehmen. Das haben wir getan, indem wir uns bemühten, nur die Stücke zu bewahren, die uns ein charakteristisches Bild von dem Talent des Verfassers offenbaren.

Um den Sinn und die Bedeutung der Zeitschriften „Die Wespen“ und das „Lächeln“ zu erfassen, ist es nötig, kurz an die Umstände zu erinnern, unter denen sie geschrieben wurden.

Wie wir bereits gesehen haben, war Gauguin zweimal in Ozeanien gewesen. Das erstemal von 1891—1893.

Wir werden nicht wieder auf die Gründe zurückkommen, die ihn dazu trieben, sich nach Neu-Kythera einzuschiffen. Niedergedrückt durch Geldsorgen, entmutigt durch Kränkungen aller Art, mit denen er im Mutterlande überhäuft



Vignette vom „Lächeln“

wurde, ließ er sich durch mancherlei begeisterte wie falsche Berichte von Seefahrern und Romantikern verlocken, die Tahiti als ein Schlaraffenland, als eine glückselige Insel, ein wiedererstandenes Eden schilderten.

Armer Gauguin! Sollte er die mit jedem Tage wachsende Reihe der Opfer der Legenden über Tahiti eröffnen oder fortsetzen?

Im Jahre 1891 schiffte er sich in Papeete aus. Natürlich wußte er ganze Seiten von „Mariage de Loti“ auswendig¹. Mit Begeisterung hatte er die Erzählungen der alten Seefahrer Cook und Bougainville gelesen . . . Die Hebräer erschauerten vor zitternder Erregung nicht mehr beim Betreten des gelobten Landes als Gauguin beim Betreten des Bodens, wo Rarahu gelebt hatte.

Der Fürst von Talleyrand hat einmal gesagt: „Die nicht unter dem ‚ancien régime‘ gelebt haben, haben die Annehmlichkeit zu leben nicht kennengelernt.“ Vielleicht sind die, die nicht unter dem alten Hofstaate der Pomare gelebt haben, dazu verurteilt, niemals den Zauber Tahitis kennenzulernen.

Das Mißverhältnis zwischen Traum und Wirklichkeit ist zu groß. Gauguin, dessen Gedächtnis von begeisterten Legenden über die Lieblichkeit

¹ Roman von Pierre Loti.

und über die Leichtigkeit des maorischen Daseins ganz erfüllt war, empfand bald die Enttäuschung, die unausbleiblich den zu pomphaft aufgemachten Lobeserhebungen folgte.

Der Maler war, dank der Gefälligkeit Ary Renans, mit einer künstlerischen Mission beauftragt worden. Es war eine rein ehrenvolle Formalität, die ihm jedoch seine ersten Schritte in der Kolonie erleichtern sollte. Der veröffentlichte Briefwechsel berichtet uns nicht hinreichend über dieses Auftreten in der Kolonie. Obschon Paul Gauguin vor Elend laut klagte, als er sich in Ozeanien niederließ, lebte er in angemessenem Wohlstand. Bald hatte er es fertiggebracht, seine Barschaft zu verschleudern. Und die Sorgen um das materielle Leben verfolgten den unglücklichen Künstler ebenso in Papeete wie in Paris. Er bemerkte ein wenig zu spät, daß, zwar nach den Berichterstattern und Romantikern, „das Leben in Tahiti singen und lieben“ bedeute, die Wirklichkeit aber festere Speisen verlange.

Nach einer derartigen Reise zu den Antipoden spekulierte Gauguin auf ein Leben in Freiheit; losgelöst von den Kleinlichkeiten, die in der französischen Provinz zu Boden drücken; er vertraute auf die Reden der öffentlichen Vereinigungen, und glaubte an die Würde der Kolonisten und Be-

amten. Auch kann man keineswegs beteuern, daß er sich nicht einbildete, in den heutigen Eingeborenen die heroischen und herrlichen Gestalten der alten maorischen Sagen zu finden... Und hier erlebte er im Gegenteil eine Enttäuschung nach der anderen.

Ach, welcher Balzac wird jemals die Geschichte der verlorenen Illusionen in Ozeanien schreiben! Seht jenen Greis: das Auge erloschen, die Kleidung vernachlässigt, in sich zusammengeschrumpft wie ein Igel beim Nahen der Gefahr, ausschließlich mit den niedrigsten Sorgen des Lebens beschäftigt. Betrachtet einen anderen: sein Schritt ist immer schwankend, sein Gesicht ist stumpfsinnig, er bekleidet eine sehr bescheidene Stellung in der Verwaltung. Zu jeder Tageszeit entwischt er von seinem Schreibtisch, um einen Schnaps nach dem andern hinunterzugießen, und am Abend schleppt er auf mondscheinbeschiedenen Wegen seinen mit Alkohol durchtränkten Körper wie eine stinkende Last dahin.

Und diese Silhouette, die einer Erzählung Hoffmanns oder einem Fresko Gaspards de la Nuit entschlüpft zu sein scheint, eine Art von Mondsüchtigem, bekleidet mit verschiedenartigen Lumpen, von fahler Gesichtsfarbe, wie Lappen, die zum Abwischen der Kreide von der Wand-

tafel dienen, mit starren und irren Augen, lebte scheu und einsam auf einer kleinen Landspitze, die von allen Seiten Wogen umspülen, blauer als ein klarer Saphir. Was tut dieser Mensch, was denkt er, durch welches Mißgeschick ist er an diesem öden Vorgebirge gestrandet, welcher Art sind seine Verwandlungen gewesen? Niemand wird es jemals erfahren. Immer wieder steht er stundenlang angesichts des Meeres hochaufgerichtet, stiert in die schillernden Wogen und lauscht dem dumpfen Rollen der Flut am Riff. Abends, wenn die Nacht herabsinkt, löst sich seine sonderbare unbewegliche und gespenstische Gestalt vom düsteren Hintergrunde des Horizontes. Er gehört zweifellos zu jener Gruppe „von Künstlern der südlichen Meere“, die halb verrückt sind, von denen Stevenson und Somerset Maugham unvergeßliche Bilder gezeichnet haben.

Wie die meisten Reisenden, die vor ihm ausgezogen waren, erfuhr auch Gauguin Enttäuschungen. Ihr Niederschlag findet sich in seinen Briefen. Doch erst im Laufe seines zweiten und letzten Aufenthaltes unternahm er es, seine Enttäuschung öffentlich kundzutun.

* * *

*

Sehr geehrte Damen und Herren

30. September 1894

des SOUTIRE



Journal de la

Revue de la

Vignette vom „Lächeln“

(Novemberheft)

1895 kehrte der Künstler nach Tahiti zurück, um sich endgültig dort niederzulassen. Er ließ sich ein hübsches, kleines Haus in Punavia bauen, dicht am Ufer der Lagune. Und mit der liebenswürdigsten der „vahina“ gründete er einen Hausstand. Wagen und Pferd gestatteten ihm nach Belieben nach Papeete zu kommen, um sich zu verproviantieren, und wie ein Grundbesitzer auf dem herrlichen Uferwege, der um die ganze Insel führt, dahinzufahren.

Wenn Gauguin seine Börse gefüllt hatte, so gab er das Geld aus, ohne zu rechnen, als genieße er die gleichen Vorrechte wie Fortunatus. Bei diesem Tempo schwand jedoch seine kleine Barschaft schnell. Zu den Geldverlegenheiten gesellten sich die Sorgen um seine schlechte Gesundheit. Es ist bekannt, daß ihm während seines Aufenthaltes mit der Negerin Annah in Pont-Aven der Knöchel durch einen Tritt mit dem Holzschuh gebrochen wurde. Unter dem Einfluß der Hitze öffneten sich die Wunden wieder, und ein Ausschlag am Bein verursachte ihm bis zu seinem Tode schreckliche Leiden.

Er kämpfte gegen die schlimmsten Schwierigkeiten an. Seine Schulden bei der landwirtschaftlichen Kasse¹ wuchsen so gefährlich an, daß

¹ Die landwirtschaftliche Kasse war zu der Zeit, da Gau-

Gauguin 1898 einen energischen Entschluß faßte: Er suchte beim Gouverneur um Schreibarbeit in den öffentlichen Ämtern nach. Und so mußte der Maler, um dessen kleinste Bilder sich die Händler heute für schweres Geld reißen, sich mit fünfzig Jahren einer lächerlichen Arbeit als Sekretär unterziehen für sechs Frcs. täglich, wobei die Sonntage nicht gerechnet wurden.

Der Ruhm! Wir haben auf Tahiti gelernt, daß er keineswegs unwiderleglich ist, sondern daß er kaum mehr als der Rauch einer Zigarette bedeutet, der im Winde verweht. Ein alter würdiger Herr, der stets in tadellosem Weiß gekleidet war, mit einem Tropenhelm, unter einem grünem Schirm zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, gestand uns, als wir ihn nach Gauguin fragten, daß er ehemals tatsächlich unter seiner Leitung bei den öffentlichen Ämtern gearbeitet habe, wo er selbst die wichtigen Funktionen eines Bürovorstehers innehatte.

Er vertraute uns an: „Er war ein guter Beamter, aber nicht sehr sorgfältig. Er hatte ein Herz von Gold: ich habe mich gut mit ihm verstanden. . . Er glitt vom Wege ab, tat bald dies, bald

guin lebte, die einzige Kreditanstalt von Tahiti. Der Künstler hatte ihr eine ziemlich beträchtliche Summe entliehen, um die Kosten seines Haushalts von Punavia zu bestreiten.

das, er machte Zeichnungen, er hat mir sogar welche gegeben . . .“

„Ach!“ sagten wir mit einem plötzlichen Interesse. „Und was ist aus ihnen geworden?“

„Oh, lieber Gott! Meine Kinder haben damit gespielt . . . Denken Sie doch! Dieser arme Gauguin war ein Trinker, nun freilich! Er malte, die Sache mochte gehen, wie sie ging . . . Wissen Sie, ich habe ein Jahr lang die Kurse der École des Beaux-Arts besucht, ich liebe die Korrektheit.“

Ein Trinker, einer, mit dem nicht gut Kirschen essen war, ein komischer Kauz, — das sind ungefähr die Erinnerungen, die in Ozeanien von einem der bewunderungswürdigsten Maler übriggeblieben sind, auf den Frankreich stolz sein kann!

Schließlich ist an der ganzen Sache nichts, was uns überraschen könnte. Die Künstler werden nicht gewaltsam mit einem Schicksalszeichen gekennzeichnet, das von ihrer Stirn strahlt, und Gauguin, der für die menschlichen Larven, mit denen er umgehen mußte, eine vollkommen gerechtfertigte Verachtung hegte, war weit davon entfernt, sich für die närrischen Leute in Unkosten zu stürzen. Er ließ sie nur die gewöhnlichen Seiten seiner Persönlichkeit sehen, und er fand so-

gar ein Vergnügen daran, sie durch den übertriebenen und zynischen Ton seiner Reden vor den Kopf zu stoßen. Von seiner Malerei sagte er nie ein Sterbenswörtchen. Dagegen erzählte er mit sehr vielen Einzelheiten seine Erfolge als Bankbeamter im Anfang seiner Laufbahn.

Nach und nach lernte Gauguin, durch Schaden klug geworden, das Leben in den Kolonien kennen. Papeete ist nicht die Stadt der Wollust, wie nichtssagende Leute denken. Die Leidenschaften der Bezirkshauptstädte des Mutterlandes flammen dort auf, geschürt durch die Sonne der Tropen. Beamte, Kolonisten, Konzessionierte und Pfarrer bäumen sich in gegenseitigen geheimen Wettstreiten gegeneinander auf. „Die Hintertreppenpolitik“ — dortzulande „Verandapolitik“ — übt ihre Verheerungen aus. Im Klub redet man hochtrabend und schneidet auf. Beim Trinken der stärksten Genußmittel werden die letzten Klatzschereien besprochen, die Abwesenden werden schlechtgemacht.

Wovon sollte man auch reden, lieber Gott, wenn nicht von den neusten Skandalgeschichten, die auf der Insel ruchbar wurden! Es gibt kein Land, wo das geistige Niveau niedriger ist. Ein Buchhändler, der den unglücklichen Gedanken hatte, in Papeete einen Buchladen zu eröffnen, machte

sofort Konkurs. Gute Mahlzeiten, starke Getränke und Frauen — das waren die Hauptsorgen der Bewohner von Tahiti und ihr einziger Gesprächsstoff.

Hat man dort unten wenigstens noch etwas von der Freiheit der primitiven Zeiten? Gewiß, man kann sich amüsieren, und man läßt es nicht daran fehlen. Doch der „Anstand“ muß gewahrt bleiben! Ach, die englischen Missionare sind dort gewesen, und sie haben auf die naive und unverfälschte Schamlosigkeit der heroischen Zeiten eine dezente Heuchelei folgen lassen . . .

Paul Gauguin, der Apostel der Freiheit und der Verteidiger des natürlichen Instinktes, mußte mit den Pfarrern verhängnisvoll in Streit geraten. Er zeigte sich in seinem Hause in Punavia sehr gastfrei gegen die lachenden „vahina“ des Bezirks. Die tollen Freundinnen folgten eine nach der anderen in seine Hütte, und beim sehnsüchtigen Klang einer Harmonika — unter Mithilfe einer Ballonflasche Rum — wechselten Sänge und Tänze mit dem Liebeslallen.

Das Echo dieser Orgien drang natürlich bis an die Ohren des Geistlichen. Er erlaubte sich, einige Verwarnungen an den Wüstling zu richten, der seine unschuldigen Schäflein zur Sünde verführte. Anstatt darüber zu lachen, nahm der

Künstler die Predigt sehr übel und faßte von diesem Tage an einen furchtbaren Haß gegen diesen lächerlichen Störenfried und seinesgleichen.

Hinzukam, daß Elend und Krankheit auch noch das Gemüt des armen Künstlers verbittert hatten, der das gesamte Menschengeschlecht in die gleiche Verachtung verwickelte und es unterließ, einen Unterschied zwischen dem Pack und den ehrlichen Leuten zu machen.

Welcher Bitterkeit er sich auch Luft machte, er fand in Papeete doch noch mitleidige Seelen, die für sein Elend und sein Talent empfänglich waren und ihn taktvoll und heimlich unterstützten.

Er hatte schon so viele Enttäuschungen gekannt, sein Herz war derart verbittert, daß er es der Dankbarkeit verschloß und dabei sogar nicht mehr fürchtete, undankbar und ungerecht zu werden.

In dieser Geistesverfassung wurde er Journalist.

Der mit jedem Tag wachsende Geldmangel, das vergebliche und enttäuschende Warten auf Post aus Frankreich, die kleinen Plackereien, die er in Papeete glauben zu müssen — das alles brachte seine Galle zum Überlaufen. Sie wartete nur darauf, daß ihr ein Abfluß geschaffen wurde, damit sie sich ergießen konnte. Damals

trat Paul Gauguin in Beziehungen zu einer merkwürdigen Persönlichkeit in Papeete, einem ehemaligen Matrosen, der einer der größten Kaufleute am Platze geworden war, einem gewissen M. R. . . ., den die Tarantel der Politik gestochen hatte und noch stach.

Dieser neue Villemessant¹ verhehlte seinen Wunsch nicht, seine Mitbürger offenheraus zu kritisieren. Er brauchte dazu eine Hilfe. Wie Diogenes, so suchte er einen Menschen, der die Fähigkeit besaß, den Gedanken, die sein Hirn überfüllten, Gestalt zu geben.

Dieser Vorteil war für Gauguin unerwartet. Er fand mit einem Schlage das Mittel, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. M. R. . . . wollte eine Zeitung gründen, und Paul Gauguin füllte dabei das Amt des verantwortlichen Herausgebers und Chefredakteurs aus. Eine ehrliche, anständige Bezahlung stachelte den Eifer Gauguins an, der sich schnell die Zänkereien seines Gönners zu eigen gemacht hatte, und sogar noch einige andere dazu. So entstanden die „Wespen“. Nur der Titel war von Alphonse Karr entlehnt², die polemische Art wich davon ab. . . . Das Erschei-

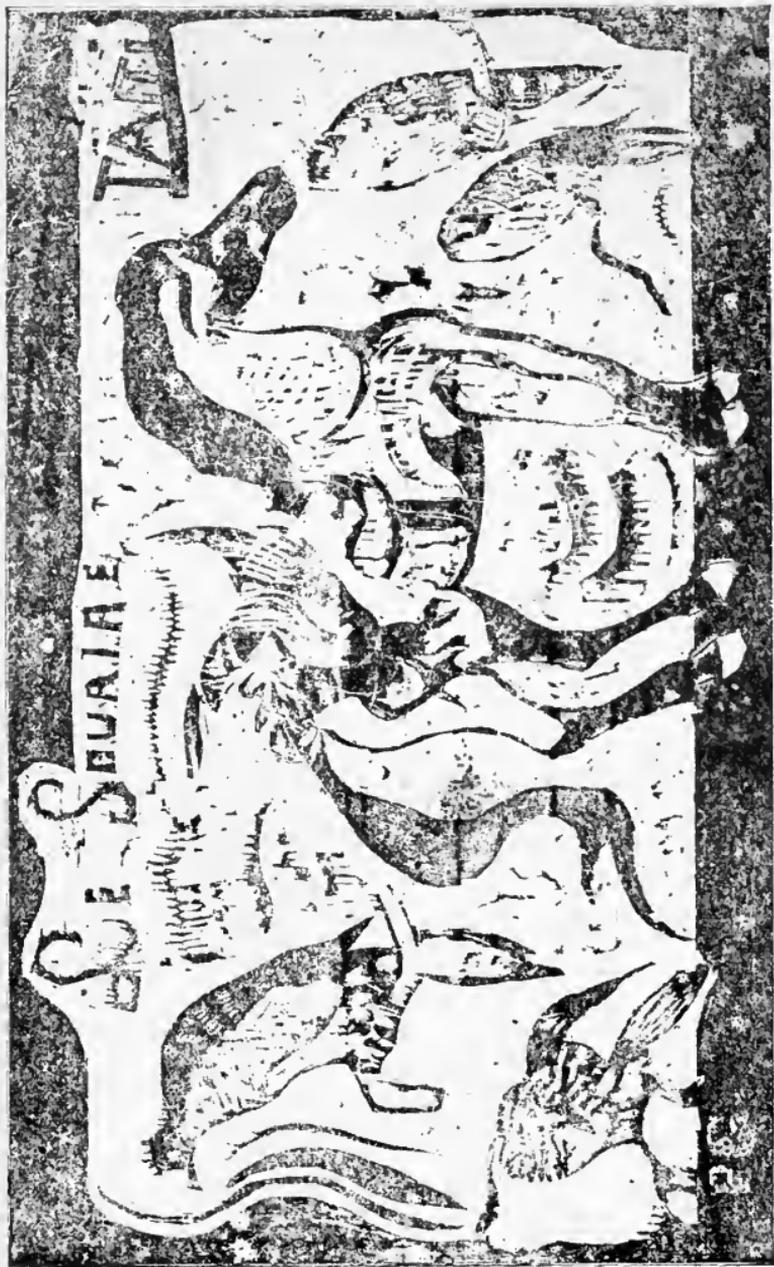
¹ Villemessant, französischer Journalist, Begründer des „Figaro“ (1812–1879).

² Alphonse Karr, satirischer Schriftsteller und Pamphletist, Begründer der „Wespen“ (1808–1890).

nen dieser „Wespen“ war keineswegs ein nur vorübergehendes. Ihre erste Nummer erschien im November 1899 und ihre letzte 1904. Diese Monatszeitschrift war auf vier Seiten gedruckt. Gauguins Aufsätze standen darin neben denen von M. R . . . und seiner Freunde.

Diese lokalen Streitigkeiten sind kaum von Interesse für uns. Katholiken und Protestanten stritten sich um die Vorherrschaft im Lande. M. R . . . , ein sehr starker Geist und Freidenker, machte der Partei um Hochwürden den Hof, um die Getreuen „der Kuh um Colas“ mit seinem beißenden Spott zu überhäufen. Gauguin, der einen alten Groll gegen die Pfarrer hegte, unternahm voller Eifer einen Feldzug gegen die Puritaner, die Sittenrichter seiner galanten Belustigungen.

Einer der Artikel des Maler-Journalisten, der den größten Widerhall fand, war gegen einen vortrefflichen Leiter der Gerichtsbarkeit der damaligen Zeit gerichtet. Dieser hohe Beamte, der zufällig klug, gebildet und ehrlich war, hatte, über Gauguin gerührt, ihm mancherlei Dienste erwiesen. Doch der arme Gauguin, mißmutig, unzufrieden, von bittren Gedanken getrieben, glaubte — so wie ehemals Jean Jacques Rousseau —, er sei die Zielscheibe seiner Feinde. Als



*Vignette vom „Lächeln“
(Dezemberheft)*

er sich eines Tages an einer „vahina“ rächen wollte, die ihn schamlos verlassen hatte, verfiel er auf den Gedanken — indem er auf seine guten Beziehungen zum Staatsanwalt rechnete — sie als Diebin anzuzeigen¹. Natürlich war die Anklage keineswegs begründet. Die „vahina“, die wie alle Eingeborenen den Unterschied von Mein und Dein nicht kannte, hatte einige Gegenstände von geringem Werte mitgehen heißen. Der Leiter der Gerichtsbehörde, der die Art der Tahitaner kannte, hatte die Rache des verschmähten Liebhabers nicht begünstigen wollen und sehr richtig getan, als er die Anklage in den Papierkorb warf, nicht ohne zuvor den Versuch gemacht zu haben, den wütenden Gauguin umzustimmen.

Es war ihm kaum geglückt; denn einige Tage später erschien in den „Wespen“ folgender Artikel in Form eines offenen Briefes an Herrn Eduard Ch . . .

ZEITUNG: „DIE WESPEN“.

Freie Rednerbühne.

Die Verwaltung dieser Zeitung lehnt jede Verantwortung für die unter diesem Titel veröffentlichten Aufsätze ab.

¹ In einem Aufsatz der „Dépêche de Toulouse“ berichtete Marius-Ary Leblond einen ähnlichen Fall.

Papeete, Juni 1899.

Herr Ch . . .

Ich weiß nicht, ob unsere Regierungen unsere Kolonien dazu geschaffen und organisiert haben, um sie zu kolonisieren, aber ich weiß indessen sehr wohl — trotz meiner Unwissenheit in sehr vielen Dingen —, daß einige Menschen mutig genug sind, Kolonisten zu werden. Als solcher zahle ich jährlich in Tahiti nicht wenig Abgaben; als solcher wünsche ich auch, auf meinem Besitztum vor dem Bösen geschützt zu leben, da ich mich unter die Zuchtrute, aber auch unter den Schutz der Gesetze begeben habe.

Es kann möglich sein, daß die Hilfsmittel in der Kolonie unzureichend sind, um Betrug und Diebstahl zu verhindern und sie im Notfalle aufzudecken. Aber es wird alle Kolonisten in Tahiti in Erstaunen setzen, wenn sie erfahren, daß Sie sich weigern, die Diebe zu verfolgen, wenn wir sie auf frischer Tat ertappen. Dieses von Ihnen organisierte System ist vielleicht ein genialer Zug, aber für unsere Interessen immerhin von nachteiligen Folgen. Dank Ihres Schutzes besteht uns der Eingeborene, und zwar ungestraft. Gestern geschah es dem Chinesen von Punaruu, der, als er aus seinem Hause fortgehen wollte, um seinem Geflügel zu Hilfe zu eilen, beinahe von einem rie-

sigen Kieselstein getroffen worden wäre, der zweifellos zur Warnung geworfen wurde. Und als er kläglich schrie, damit sie nicht alles nähmen, riefen ihm die Diebe auf tahitanisch zu: „Pugnotero“ (eine Beleidigung). Ferner hat man dem chinesischen Bäcker die Vanillepflanzung zerstört. Die Behörden der Eingeborenen sind ganz auf dem Laufenden; sie lachen mit den Schuldigen.

Heute bin ich es, über den man sich lustig macht.

Zuvor zerstörte man meinem Nachbarn die Maisernte.

Es ist im Distrikt offenkundig, daß man mich bestehlen, auf mich losgehen kann, und von diesem Schutz macht man täglich Gebrauch; morgen werden die Machtvollkommenen mich schlagen, und ich bin es, der die Geldstrafe bezahlen wird.

Ich werde also in dieser Zeitung eine Debatte eröffnen, indem ich auf die Macht des öffentlichen, gesunden Menschenverstandes vertraue; denn ich will, daß die Gesetze mich schützen, und mich an dem Tage bestrafen, wo ich aufgehört haben werde, ein ehrlicher Mann zu sein. Indem ich versuche, Feder und Degen zu führen, nehme ich an, daß ich mir Achtung verschaffe, selbst vor einem Staatsanwalt. Ich will, daß alle, die mich beraubt und die mich bestohlen haben,

gesetzlich verfolgt werden und mich in Zukunft in Ruhe lassen. Vor einigen Monaten kam mir der Zufall zu Hilfe (sic), ich war recht glücklich, daß ich in der Nacht einen Eingeborenen auf meinem von allen Seiten mit Stacheldraht eingeschlossenen Besitztum überraschte, der gerade dabei war, in dem Dickicht mit einem Zimmerbesen zu kehren.

Sie haben gesagt, es sei kein Hausfriedensbruch. Und da ich Ihnen zu beweisen suchte, daß das Gesetzbuch — so unzulänglich es auch ist — den Fall vorgesehen hatte, haben Sie sich geärgert. Und Sie haben mir wütend versichert, daß Sie nur dann vorgehen könnten, wenn Sie es für richtig hielten. Sie haben Wort gehalten, mein Herr, und diese (sic) Eingeborene, von jeder Strafe unberührt, besaß einige Tage später die Schlüssel, um die Briefe beim Eintreffen in Empfang zu nehmen. Mein Herr, da haben Sie eine Dummheit begangen und eine Macht angewandt, die Sie nicht hatten. Einer Ihrer Kollegen im Richterstande würde den Artikel im Gesetzbuch gefunden haben, der sich auf diese Angelegenheit bezieht, und — wer weiß? — Klage auf versuchten Diebstahl erhoben haben.

Kürzlich habe ich mich über zwei Unterschlagungen zu beschweren gehabt, die zu meinem



Vignette vom „Lächeln“
(Januarheft)

Schaden durch Vertrauensbruch begangen wurden. Ich ging nach Papeete, um mich zu erkundigen, ob der mutoï (eingeborener Polizist) seine Anzeige abgegeben habe. Nach Ihrer verneinenden Antwort und auf Ihre Bitte habe ich Ihnen einen sehr ausführlichen Brief geschrieben, in dem ich Sie darauf aufmerksam machte, daß dieser mutoï bei zwei verschiedenen Gelegenheiten stillschweigend die Anzeigen, die ich ihm gemacht hatte, unterlassen hat. Und ich setzte Ihnen andererseits seine Unverschämtheit und Trägheit im Dienst auseinander; kurz, ich verlangte die Absetzung dieser hohen Persönlichkeit, der Sie übrigens auf die Beine geholfen haben.

Mein Erstaunen war groß, als ich am übernächsten Tage den Besuch des Leiters erhielt, der in der Hand ein von der Staatsanwaltschaft erlassenes Schreiben hielt, das mit Ihrem Namen unterzeichnet war, in dem er ersucht wurde, sich darüber zu unterrichten, was aus meinen beiden Beschwerden geworden sei (!). Ich habe zu erraten geglaubt, vielmehr aus den Gebärden als aus seinem Kauderwelsch, daß er wissen wollte, was dieses auf französisch geschriebene Schriftstück heißen solle, und da er mir *Fouchtral* sagte, habe ich, der diesen Dummkopf nicht verstand, ihm mit *Catharina* geantwortet!

So liegt also meine ganze Angelegenheit in den Händen eines Vorstehers, sogar meines Vorstehers, der kein Französisch versteht, und der sehr interessiert daran ist, es nicht zu verstehen; um vor allem die Wahrheit zu sagen. Welcher Art ist sein Bericht gewesen und wie die Kontrolle? Ich weiß es nicht, aber das Ergebnis ist, daß alles nach Ihren Befehlen, Ihrer Laune gemäß in Stillschweigen versunken ist.

Welches wird fortan die Sicherheit der Kolonisten in den Distrikten sein, die dem zweifellos parteiischen Urteil der Eingeborenenführer ausgeliefert sind, Ihrem willkürlichen und einzigen Urteil?

Sie haben keine Macht, mein Herr, Sie haben nur Pflichten.

Nun bin ich sehr hartnäckig, wenn es sich um mein Recht und zudem auch noch um meine Würde handelt. Ich bitte Sie also, mich zu benachrichtigen, ob Sie, was mich betrifft, so handeln, um einen närrischen Wunsch zu befriedigen, mir auf die Füße zu treten, die sehr krank sind, mit einem Wort, sich über mich lustig zu machen. Ich würde dann die Ehre haben, Ihnen meine Sekundanten zu schicken.

Oder aber, was wahrscheinlicher ist, Sie werden zugeben, daß Sie nicht hinreichende Macht

haben, um eine Verhandlung zum Abschluß zu bringen, noch sie zu siegeln, daß Sie stets eitel und dumm handeln, um sich einen Augenblick für eine Persönlichkeit zu halten, im Vertrauen darauf, daß Ihre Beschützer Sie immer aus Ihrer mißlichen Lage retten werden, in die Sie durch Ihre Schnitzer gekommen sind.

In solchem Falle würde ich die Regierung ersuchen, Sie nach Frankreich zurückzuschicken, um Sie dort Ihre Studien der Rechte von neuem beginnen zu lassen, so wie das A und O Ihres Handwerks.

Meine Grüße

Paul Gauguin,
Punavia.

Der Beamte, der derart aufs Korn genommen wurde, hatte genügend Verstand, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen, die für Gauguin sehr unangenehm ausgegangen wäre. Er regte sich über die törichten Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht waren, nicht auf und hielt die beleidigenden Aufschneidereien für nicht der Mühe wert. An die Kolonien gewöhnt, hatte M. Ch... begriffen, daß Gauguin, ohne im geringsten verrückt zu sein, jedoch nicht im Voll-

besitz seiner geistigen Kräfte gehandelt hatte. Der ruhige Leser wird gewiß nicht verfehlen, einen Unterschied des Tones zwischen diesem Briefe und den Briefen zu finden, die er zum Beispiel früher mit seiner Frau ausgetauscht hatte. Gauguin war gewiß niemals ein Stilist noch ein Schriftsteller von reinstem Geschmack. Seine Sprache war niemals sehr gefeilt. Nichtsdestoweniger gebrauchte er aber nie in seinen Schriften, die aus der Zeit in Frankreich herrühren, ähnliche gewöhnliche Späße eines provinziellen Handlungsreisenden.

Ach, der Einfluß des Klimas!

Die anderen Artikel sind kaum mehr wert als dieser offene Brief. Da ist einer „die Maschine Colbert“, in dem er den Generalkonsul von Papeete aufzieht, und in dem er einen gesunden Menschenverstand zeigt, ähnlich dem Gustave Hervés, der dessen Erfolg ausmachte, der „Champignon parasol de Sumatra“, der in größter Eile gegen den Gouverneur Gallet gezielt war, „Terre délicieuse“ und „Vivo-Vivo“, zwei Prosadichtungen, die ziemlich wunderlich die symbolistische Literatur vor dreißig Jahren wieder wachrufen. Von dieser Bewegung, die Meisterwerke schuf, hat Gauguin nur die Liebe für verworrenes Geschwätz und paradoxe Ausdrücke bewahrt, nach dem Beispiel

seines gelegentlichen Mitarbeiters von Noa-Noa, Charles Morice.

Viele seiner Aufsätze sind mit einem Pseudonym unterzeichnet, das Gauguin lieb war — Tit Oïl, das auf tahitanisch eine Unzüchtigkeit bezeichnet, die sich kaum anders in der Sprache Martials wiedergeben ließe. Denn jeder weiß, daß das Tahitanische und das Latein in ihren Ausdrücken der Schicklichkeit trotzen.

Eine Parallele zwischen Rimbaud, „dem Träumer“ und Marchand, „dem Mann der Tat“, verdient allein dem Vergessen entrissen zu werden.

DIE WESPEN.

Nummer des 12. Juni 1899.

Im Laufe des Jahres 1898 habe ich eine traurige Nachricht erhalten. Es handelte sich um den Tod von Arthur Rimbaud, eines Freundes. Rimbaud war ein Dichter und demzufolge von einem Teile der Gesellschaft, wie alle Künstler, als ein auf dieser Erde unnützes Wesen angesehen. Die wissenschaftliche Welt war von seinem Tod ergriffen. Handelte es sich doch um einen seltsamen Dichter von hoher Begabung; aber das war alles. Es würde jedoch notwendig sein, ohne indessen wegen des beschränkten Raumes tiefer

auf die Frage einzugehen, ein für allemal zu sagen, daß die Worte — „Ruhm eines Landes, Vorteil“, — im allgemeinen in einem ganz umgekehrten Sinne verstanden werden, vor allem, wenn es sich um Kolonisation handelt. Kolonisieren heißt: einen Landstrich bepflanzen, aus einem unbebauten Lande nützliche Dinge hervorbringen, zuerst zum Wohle der Menschen, die es bewohnen, ein edler Zweck. Dieses Land erobern, dort eine Fahne aufpflanzen, dort eine schmarotzende Verwaltung einrichten, die mit riesigen Kosten unterhalten wird, durch und für den alleinigen Ruhm des Mutterstaates — das ist barbarische Torheit und Schmach!

Der Dichter und Träumer Rimbaud erforschte auf seine eigene Anregung hin und ohne jede andere Förderung, mit keinerlei Hilfsmitteln als seinem Wunsche nach Freiheit und barmherziger Liebe.

Arthur Rimbaud, der hervorragend alte Sprachen erlernt hatte, der bei den akademischen Wettbewerben preisgekrönt wurde, dieser so frühzeitig geniale Dichter wollte die Welt durchwandern. Es ist bekannt, daß er beinahe immer zu Fuß ging, allein und ohne Geld. Als er 1880 nach Aden kam, beherrschte er ebensogut wie die französische Sprache, deren Meister er stets

blieb, Englisch, Deutsch, Holländisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Italienisch — mit einem Wort, alle europäischen Sprachen. Da er hier in Aden eine verhältnismäßig sitzende Tätigkeit hatte, benutzte er sie, um sich schnell das Arabische und gleichzeitig die verschiedenen orientalischen Idiome anzueignen, sowie die theoretischen und praktischen Kenntnisse eines Ingenieurs. Dann brach er auf, immer allein, um Afrika zu erforschen. Er besaß keine anderen Hilfsmittel als die verbindliche Art eines hochstehenden Menschen, und er verstand es, sich damit Achtung zu verschaffen, ja, sich sogar von den wilden Volksstämmen verehren zu lassen, die bis dahin von den Reisenden gefürchtet waren und denen er Fleiß und Würde lehrte.

1885 schrieb Rimbaud: „In Obock ist das kleine französische Regierungsamt damit beschäftigt, den Besitz der Regierung, die ja ohnehin keinen Centime Erträgnis aus dieser schrecklichen Kolonie herausbekommen wird, zu verjubeln und zu verzechen; bisher wird die Kolonie nur von einem Dutzend Flibustiern bewohnt...“ Das kostet dem Mutterland ungefähr 570000 Frcs. jährlich, den Eingeborenen 30000 Frcs. Es ist zu befürchten, daß in vielen französischen Besitzungen die Lage verhältnismäßig gleich ist

wie an der Küste Somalis. Um sich darüber zu unterrichten, würde es genügen, das allgemeine Budget der Republik nachzusehen.

Man kann wohl sagen, daß der Nutzen der Zivilisation in Äthiopien das Werk Arthur Rimbauds ist, dessen Tätigkeit dort — trotz der Schikanen der Kaiserin Taïtou — von 1888—1891 entscheidend war, ebenso wie auf Menelik als auf den Ras Makonnen, die seine Freunde und Bewunderer wurden.

Dies ist kurz das Werk eines Individuums J. A. Rimbaud, eines Dichters und eines Träumers — also eines Unnützen —, nur durch seine alleinige Initiative, und zwar ohne Vermögen, ohne Unterstützungen unserer Regierungen.

Während ich diesen Aufsatz schreibe: eine Geschichte, die ein wenig von der Kolonie und Kolonisation handelt, und dann auch von einem Künstler — (wer kennt meine Schwäche nicht?)

Ich glaubte, ihn auch zu beendigen; aber da richtet sich vor mir eine andere ruhmreiche Gestalt auf, ein Bevollmächtigter der Gesellschaft: der Hauptmann Marchand. Welches also ist der Mann, auf den Frankreich so stolz ist, ihn zu besitzen; und vor allem, welches ist sein Werk?

Ich kann kaum glauben, daß Hauptmann Marchand humanistische Studien getrieben hat.

Es scheint vielmehr, daß nach dem bescheidenen Elementarunterricht es die modernen Vorlesungen der Militärschule waren, die aus dem ans Gehorchen gewohnten Heeresfreiwilligen einen Hauptmann der Marine-Infanterie gemacht haben, der fähig sein sollte, einen Kolonialfeldzug sicher durchzuführen.

An der Spitze einer Heeresabteilung mit Lebelgewehren und auf den Befehl des Kolonialministers reiste dieser Hauptmann nach Afrika ab. Seine Aufgabe bestand in der Ablösung der entlassenen Soldaten und hernach in der Verteidigung der französischen Besitzungen, die von Herrn Liotard, dem Kommissar der Republik im Kongo, verwaltet wurden.

Da dieser Marchand ein sehr tätiger und verwagener Offizier sein soll, ließ ihn sein Eroberungslustiger und patriotischer Eifer bis zum Bahr-el-Gazal hinuntergehen, an dessen Ufer er „Besatzungsposten“ aufstellte, und so bis zum Nil, nach Faschoda vordringen, das von den Mahdhisten beherrscht wurde. Es scheint, daß er sofort nach dem Betreten der Stadt von einer Derwischflottille angegriffen wurde, die er kräftig zurückschlug. Dann glaubte er, ermuntert durch

die Tatsache dieses Sieges und als Befreier der Silluks von der Tyrannei der Derwische, mit dem großen Meck einen Vertrag abschließen zu können, jedoch ohne die Sprache des Landes zu kennen, noch einen Dolmetscher zur Verfügung zu haben. (Dieses sind die fast wörtlichen Berichte, die Herr Marchand im Gelbbuch niedergelegt hat.) Dieser Vertrag besagte, daß Meck sein Land unter den Schutz Frankreichs stellte. Der Vertrag sollte später von der französischen Regierung ratifiziert werden.

Jedermann weiß, was schließlich aus dem Ganzen wurde. Eine anglo-ägyptische Expedition, befehligt von Lord Kitchner, eroberte den Sudan für die Madhisten zurück. Nach der Einnahme von Chartum besetzte sie den Nil stromaufwärts und traf in Faschoda die französischen Fahnen an. Und zwischen der französischen Republik und dem englischen Königreich entstand ein diplomatischer Konflikt, dessen erstes Ergebnis war, daß der Hauptmann Marchand das Land der Silluks verlassen und nach Frankreich zurückkehren mußte.

Aus diesen flüchtigen Skizzen ihrer Biographien lassen sich bereits die wesentlichen Unterschiede ersehen, die für Rimbaud und Marchand charakteristisch sind, und wir haben sie als die

beiden entgegengesetzten Typen der Kolonisten gewählt.

Nach den offensichtlichen Mitteln zu urteilen hätte man angenommen, daß von den beiden der Offizier die der Zivilisation förderndste Aufgabe zu erfüllen hatte und nicht der verrufene Dichter. Indessen ist es genau das Gegenteil gewesen. In Frankreich, wo die Initiative beinahe immer den Menschen fehlt, die dazu berufen wurden, neue Bodenerwerbungen zu verwalten, ist die Kolonialpolitik der Feind der Kolonisation. —

Der Appetit kommt beim Essen; die „Wespen“ genügten bald der journalistischen Tätigkeit Paul Gauguins nicht mehr. Er beschloß, für sich ganz allein ein Organ zu haben, ein Blatt, dessen alleiniger Redakteur er sein würde, wie Rochefort mit der „Laterne“, Maurice Barrès mit den „Tintenklecksen“.

In einem Briefe an seinen Freund Daniel de Monfreid erklärt er seinen Plan, und er verhehlt nicht, daß er hoffe, mit seiner Zeitung doch so viel zu erübrigen, daß es ihm gestattet, davon zu leben.

Die Zeitung erschien zum erstenmal im August 1899 unter dem Namen „Das Lächeln“. Eine Gesamtausgabe davon ist heute kaum mehr zu finden.

Ein Glück für die Erinnerung an Gauguin! Wir werden uns hüten, diese Aufsätze aus der Vergangenheit wieder ans Licht zu ziehen, die — gestehen wir es — zum größten Teil jeglichen Interesses entbehren.

Der Künstler ergreift nur leidenschaftlich Partei für die lokal-politischen Streitigkeiten. Er durchbohrt mit Pfeilen, die er für spitz hält, den Gouverneur, den Pfarrer V. . . , die Verteidiger G . . . und B . . . , vortreffliche Leute, deren Andenken die Zeit verwischt hat.

Man darf jedoch diese Zeitschriften nicht zu sehr verachten. Sie bilden unschätzbare Dokumente für die Psychologie Paul Gauguins.

Wer könnte jemals erklären, wie der wunderbare Maler der „Frau mit der Tiara“ ein derartiges Pamphlet wie das „Lächeln“ schrieb?

Kein Geistesprodukt eines bedeutenden Menschen — welcher Art es auch sei — ist gleichgültig.

Denken wir daran, was Marcel Schwob schrieb: „Die Gedanken der großen Männer sind das allgemeine Erbgut der Menschheit: nur ihre Besonderlichkeiten bleiben ihr persönliches Eigentum. Ein Buch, das einen Menschen wiedergäbe mit allem, was an ihm regelwidrig ist, wäre ein Kunstwerk von der Art jener japanischen Holzschnitte, die das Bild einer einmal zu einer be-

sonderen Stunde erblickten kleinen Raupe für alle Ewigkeit festhalten.“

Um wirklich Paul Gauguin zu verstehen, muß man Kenntnis von dem „Lächeln“ nehmen.

„Das Lächeln“ wurde von Paul Gauguin auf Konzeptpapier in Oktavformat 32 : 25 mit der Schreibmaschine vervielfältigt. Jede Nummer bestand aus vier Seiten; die erste war für gewöhnlich mit einem Holzschnitt geschmückt, der jedesmal wechselte.

Im Anfang war diese illustrierte Zeitschrift näher bezeichnet mit „ernsthafte Zeitung“. Später wurde diese mit „ernsthaft“ bestimmende Eigenschaft durch „böse“ ersetzt. Die Zeitung erschien sehr unregelmäßig, und ihr Geschäftsinhaber wurde bald eines Unternehmens überdrüssig, das ihm keinen Verdienst einbrachte.

Die Tonart im „Lächeln“ ist die gleiche wie in den „Wespen“; gleiche Stoffe zum Polemisieren, gleiche Späße.

Der Gouverneur Gallet ist nicht verschont geblieben. Unter dem Spitznamen Kaiser Kaspar dient er Gauguin als Prügelknabe. Er entfaltet alle Mittel seines Talentes, um ihn zu Boden zu drücken: Schmarren, Ironie, Personifikationen... Er klagt ihn namentlich an, daß er mit der protestantischen Partei paktiere, eine Anklage, in die

er die höchsten Beamten der damaligen Zeit verwickelt.

Er geht nicht sehr zartfühlend mit ihnen um. Er erinnert sich des berühmten Übü-Roi von Alfred Jarry und schreibt:

Literarische Kritik: — Alfred Jarry ist ein merkwürdiger Kopf. Im Theater „L'Oeuvre“ wurde ein Stück von ihm gespielt, mit dem Titel: König Übü.

König Übü ist ein Dreckschwein, der hinter seinen Untertanen in den Krieg zieht und immer von tollen Koliken ergriffen wird. Ich möchte nicht sagen, daß das Stück einen großen Erfolg hatte, sondern es flößte Grausen ein; denn man sieht nicht mit Vergnügen eine Rasse verhöhnt und in einem solchen Grade herabgewürdigt, der man selbst angehört. Nichtsdestoweniger ist damit ein neuer Typ geschaffen worden.

Jeder Politiker, der sich feig und gemein zeigt, von dem heißt es: das ist ein Übü. Ebenso jedes Individuum, das nur mit einem Taschentuch den Speichel abwischt, den man ihm ins Gesicht gespuckt hat, und das sich die Hose von jedem Hund besprengen läßt, der das Bein lüpfte, ist ein Übü. Jeder Mensch, der in seinem Haushalt als Drecklumpen dient zum Auswischen der Nachtgeschirre,

ist ein Übü. Im Grunde genommen ist jeder Mensch ein unreines Tier, der Ekel erregt, er ist eine Wanze die krach macht, wenn man seinen Fuß darauf setzt — er ist ein Übü.

In Zukunft gehört das Wort Übü dem Diktionär der Akademie an, es wird zur Bezeichnung der menschlichen Körper dienen, die eine schmutzige Seele haben.

Wir wollen Alfred Jarry dankbar sein.

Die Leser im Mutterlande werden schwerlich diesen gerechten Unwillen des Künstlers verstehen. Doch keiner von denen, die in den Kolonien gelebt haben, wird sich darüber wundern, und niemand wird daran denken, sich darüber lustig zu machen.

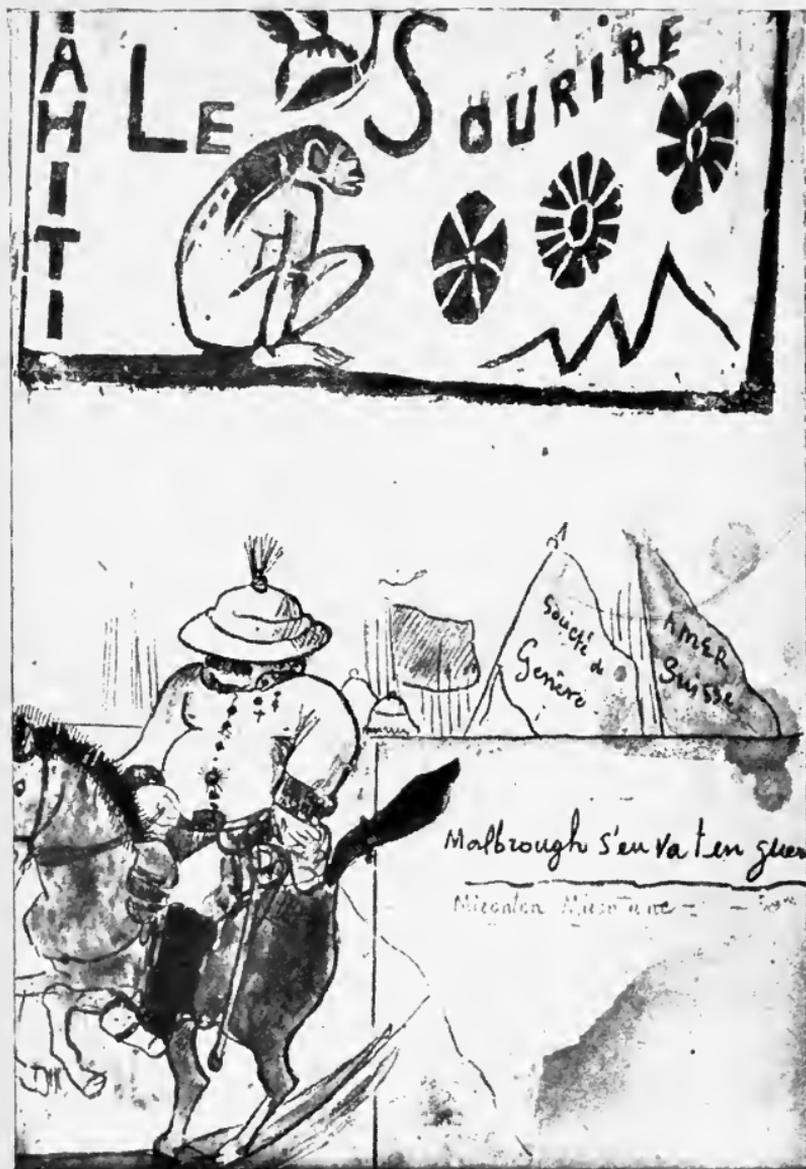
Keine Rasse ist sympathischer als die der Tahitaner. Die Eingeborenen sind gastlich und umgänglich, und ihr Land ist wirklich würdig, mit dem irdischen Paradies verglichen zu werden. Das Leben, das sie vor der Ankunft der Weißen führten, war sorgenfrei. Sie hatten das Glück, in einem Lande mit so mildem Klima zu leben, daß sie die Erniedrigung der Arbeit nicht kannten. Eine Hütte aus niaou genügte, sie vor Wind und Wetter zu schützen, ein Fisch mit der Harpune in der Lagune gefangen, einige wilde Bananen und Früchte

vom Brotbaum, die sie auf dem Berge pflückten, stillten ihren Hunger.

Das Glück ist ein Zustand, der uns Europäern anormal erscheint. Die erste Sorge der englischen Missionare, nachdem sie sich kaum in Ozeanien ausgeschifft hatten, war, Verdruß zu verbreiten. Das leichte und lachende Leben der Maori wurde in seinem harmonischen Lauf gehemmt. Zu den Zwangsmaßnahmen der Verwaltung kamen die der Religion, und sie nahmen den armen Menschen bald die Lust zu lachen und an den Liedern Freude zu haben.

Vergessen wir nicht, daß die Tahitaner sich freiwillig aus Liebe an Frankreich gegeben haben. Was haben wir ihnen dafür zum Tausch gebracht? Sie müssen Steuern zahlen, ihre Kinder in die Schule schicken, die kleinen Machthaber achten, die dort unten die Gendarmen sind, in die Kirche oder in den Tempel gehen und den Pfarrern die Hälfte des Ertrages von ihrer Vanillenernte abgeben.

Gauguin, der eine offne und großmütige Seele hatte, liebte den Eingeborenen (denn seine Anklage gegen die vahina ist ein Ausnahmefall), und er wurde durch die gewöhnlichen Schaustellungen des kolonialen Lebens angeekelt und schrie ganz laut seine Entrüstung darüber aus.



Der Gouverneur Gallet
zieht in den Krieg

Zweifellos war er im Unrecht. Er war nach Papeete gekommen, um zu arbeiten, frei von kleinlichen Sorgen für den Lebensunterhalt. So wie der Salamander heil durch die Flammen hindurchgleitet, hätte er seinen Weg verfolgen können, ohne sich von dem Schmutz der Wirklichkeit beflecken zu lassen.

Warum hat er sich nicht in den Elfenbeinturm des Künstlers geflüchtet? Manche Ärgernisse wären ihm erspart geblieben. Aber es gibt Dinge, die einen Menschen von guter Herkunft nicht gleichgültig lassen können. Als ein neuer Don Quichotte rückte er der Böswilligkeit und Dummheit zu Leibe und nahm als Waffen die Feder des Journalisten und den Bleistift des Karikaturenschneiders.

Im Anfang verfolgte er edle Absichten. In seiner ersten Nummer legte er sein Programm dar:

„Teils zur persönlichen Entspannung, teils zur Registrierung geliebter Ideen, obgleich sie vielleicht närrisch sind, gebe ich „Das Lächeln“ heraus.

Dem Auge in der Nähe ungestaltet, werden beim Zurücktreten und beim Prüfen diese Schriften, wenn Sie es wollen, klarer. Ich werde nicht die Wahrheit sagen, jeder rühmt sich, sie zu sagen; die

Fabel allein wird meinen Gedanken ausdrücken, wenn Träumen überhaupt Denken bedeutet. Manchmal auch eine Zeichnung, nur einige Striche.

Gauguin nahm seine Aufgabe als Polemiker sehr ernst. Um sich mit den wichtigsten Literaten seiner Zeit zu messen, war er überzeugt, daß die Vorsehung ihm einen „hübschen Federkiel“ in die Hand gedrückt hatte.

So kündigt er auch seinem treuen Daniel de Monfreid die Gründung des „Lächelns“ in folgenden Sätzen an:

„Ich bin Journalist geworden und, weiß Gott, ich habe mir nicht so viel Phantasie zugetraut; ich werde ganz gut . . . Ich habe außerdem eine Zeitschrift ‚Das Lächeln‘ geschaffen, die nach dem System Edison autographiert wird und Aufsehen erregt. Leider wandert sie von Hand zu Hand, und ich verkaufe sehr wenig.“

Hinter der scheinbaren Ungezwungenheit dieses Geständnisses fühlt man, wie hoch er seine Versuche als Polemiker einschätzt. Ingres hatte seine Geige, Gauguin hat seine Zeitschriften.

Vielleicht werden die Bewunderer des Künstlers durch dieses „Lächeln“ enttäuscht sein, des-

sen Ton vielmehr der eines emanzipierten Handelsreisenden ist als der eines Villemessant oder eines Aurélien Scholl¹.

Gauguin zeigt sich darin mürrisch und kleinlich; seine Späße sind gewöhnlich und klingen im allgemeinen nicht echt.

Wenn der Maler alle seine Gaben bewahrt hat, selbst wenn sein künstlerisches Genie eine neue Meisterschaft erworben hat, so ist der Mensch nur noch der Schatten seines Selbst. Die Bürden, die Enttäuschungen haben ihn verbittert, die körperlichen Leiden haben ihn niedergeworfen, und die Atmosphäre auf Tahiti hat das übrige getan.

Wir sind manchmal versucht, ein Urteil über die journalistischen Fähigkeiten Gauguins zu fällen: wir wollen dann lieber die Augen schließen und im Geiste jene erstaunlichen Bilder wiedersehen, die zugleich leuchtend und düster sind — wie jene herrliche Wandfüllung: „Woher kommen wir, wer sind wir, wohin gehen wir?“ — die in Stéphane Mallarmé die Worte auslöste: „Es ist seltsam, daß man so viel Geheimnisvolles in solche Pracht legen kann!“

¹ Journalist und Boulevarddichter (1833—1902).

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	7
„Das Liebeslied“	11
„Zeit in der Hölle“	33
„Tragische Dämmerung“	79
Das Tagebuch für Aline	123
Gauguin als Polemiker	143

ABBILDUNGEN

Paul Gauguin	3
Frau Gauguin, Porträt von Paul Gauguin	15
Aline Gauguin	129
Vignette vom „Lächeln“	145
Vignette vom „Lächeln“, Novemberheft	149
Vignette vom „Lächeln“, Dezemberheft	157
Vignette vom „Lächeln“, Januarheft	161
Der Gouverneur Gallet zieht in den Krieg	177

Gedruckt bei
Poeschel & Trepte
in Leipzig



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 001 306 611 3

